Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

48. Jahrgang 17. November 1934 Nummer 22

Inhalt

Wie ich sehend wurde . . . . . Martin Rade

Nehmen und geben . . . . . Hedwig Petermann

Martin Luthers Sehnsucht nach dem Martyrium . Rudolf Thiel

Erlebt der Katholizismus in Frankreich einen neuen Aufschwung? . . . . . Paul Distelbarth

Hauer und Mandel . . . . . Kurt Leese

Geist und Herz bei Schiller . . . . . Paul Albrecht

Bringt Saturn Unheil? . . . . . Auguste Peters

Der Graf und die Brüder . . . . . Martin Rade

Der Kampf um die Seele des russ. Bauern Otto von Lilienfeld-Toal

Vom Prager Philosophenkongreß . . . . . G. W. Lehmbruck

Hannekens große Fahrt . . . . . Benno Diederich

Umschwung in der Kirche? . . . . . Hermann Mulert

Blick in die Welt

Urkunden

Aus Zeitschriften

Bücher und Schriften – Chronik – Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

Theologische Blätter

herausgegeben von

Professor D. Karl Ludwig Schmidt

13. Jahrgang 1934. Jährlich (12 Nummern) RM 10.—

Aus dem Inhalt der Sept.- u. Oktober-Nummer 1934:

Zur Auslegung von Röm. 2, 13 ff. (W. Mundle) — Trinitarischer Glaube und christliche Geschichtserkenntnis (Geschichtsverklärung und Geschichtsverneinung, zu Emanuel Hirsch, Die gegenwärtige Lage im Spiegel philosophischer und theologischer Besinnung, und Erwin Reisner, Die Kirche des Kreuzes und das deutsche Schicksal) (O. Kühler) — Noch einmal: Die reformatorische Grundlage der Erziehung. (H. Schlemmer) —

Der Siebente Deutsche Orientalistentag. (O. Eißfeldt) — Zur Aussprache über die Gerechtigkeit Gottes im Alten Testament. (W. Kokemüller) — Die palästinischen Synagogen und ihr Einfluß auf die Kunst des Abendlandes. (Helen Rosenau) — Aus Wissenschaft und Leben — Aus den Vorlesungsverzeichnissen für das WS 1934/35.

Aus Urteilen über die „Theologischen Blätter":

Unter unseren theologischen Zeitschriften mit ausgesprochen wissenschaftlicher Tendenz nehmen die „Theologischen Blätter" immer noch ihren anerkannten Ehrenplatz ein als eine dem theologischen Arbeiter fast unentbehrliche Monatsschrift. Es würde zu weit führen, alles Nennenswerte aus den mir vorliegenden fünf letzten Nummern hier aufzuzählen. Nur aus der Julinummer seien einige Sätze wiedergegeben, die unseren Lesern als Zeichen der Wandlung der Theologie wertvoll sein werden. Es sind Thesen, die Lic. Grether bei seiner Erlanger Habilitation verteidigt hat ... Wo wäre derartiges vor wenigen Jahren noch möglich gewesen?

„Reformierte Kirchenzeitung", 1934, Nr. 37 (16. Sept.), „Zeitschriftenschau" des Herausgebers Pastor D. Wilh. Kolfhaus, Vlotho/Weser.

Probenummer kostenfrei

JHC

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG IN LEIPZIG C 1

Zum bevorstehenden Fest

können die Freunde und Gesinnungsgenossen der

Christlichen Welt

sich selbst und anderen Freude bereiten durch

Schenkung eines Vierteljahres-abonnements

Ab 1. Januar 1935 wird die

Bezugsgebühr gesenkt

auf vierteljährlich **nur 4.50 Mark!**

Damit der freundliche Spender seine Gabe bereits auf den Weihnachtstisch legen kann, stelle ich

das Weihnachtsheft unberechnet

zur Verfügung. Wenn von dieser Anregung recht rege Gebrauch gemacht wird, dient auch dies zur Stärkung der Arbeit der Christlichen Welt.

LK **LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA**

Advents- und Weihnachts-Spiele

aus den „Münchener Laienspielen"

herausgegeben von Rudolf Mirbt

Große Auswahl

Ausführliche Verzeichnisse kostenlos

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN 13

Soeben ist erschienen

D. Dr. Otto Dibelius

Generalsuperintendent i. R.

Heimkehr zum Wort

Ein Andachtsbuch aus der bekennenden Gemeinde

1934. 320 Seiten. Groß-Oktav

In Leinen gebunden 3.80 RM., Geschenkausgabe 5.50 RM

Ein Andachtsbuch mit dem bewußten Anspruch, die tägliche Handreichung zu bieten im Kampf um Bibel und Bekenntnis, um Gemeinde und Kirche. — Gemeinde, Kirche — sie werden nicht anders als durchs Wort gebaut. Kirche unter dem Wort — das ist echte Kirche, Gemeinde — gesammelt durchs Wort, das ist wahre Gemeinde. Wo Kirche werden soll, muß Gemeinde sich mehr denn je zum Wort finden, muß auch die Hausgemeinde heimkehren zum Wort. Das Andachtsbuch gibt den Text der Bibel in fortlaufender Folge und fügt jedem Abschnitt ein Wort praktischer Anwendung hinzu. Dazu ein Gebet und ein Liedervers, damit das Ganze eine Andacht sei, die auch in der Gemeinschaft des häuslichen Kreises gelesen werden kann. Die Andachten sind nach dem Kirchenjahr geordnet. Aus der Not und aus der Verantwortung, aber auch aus der Hoffnung, wie sie jetzt in der bekennenden evangelischen Kirche Deutschlands leben, ist das Buch erwachsen.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 22 — Gotha, 17. November 1934 — 48. Jahrgang

Inhalt: Wie ich sehend wurde [Sp. 1013] — Nehmen und Geben [Sp. 1015] — Martin Luthers Sehnsucht nach dem Martyrium [Sp. 1015] — Erlebt der Katholizismus in Frankreich einen neuen Aufschwung? [Sp. 1018] — Hauer und Mandel [Sp. 1024] — Geist und Herz bei Schiller [Sp. 1029] — Bringt Saturn Unheil? [Sp. 1032] — Der Graf und die Brüder [Sp. 1035] — Der Kampf um die Seele des russischen Bauern [Sp. 1036] — Vom Prager Philosophenkongreß [Sp. 1040] — Hannekens große Fahrt [Sp. 1041] — Umschwung in der Kirche? [Sp. 1042] — Blick in die Welt [Sp. 1046] — Urkunden [Sp. 1050] — Aus Zeitschriften [Sp. 1053] — Bücher und Schriften: Die Anfänge der Religion bei Ariern und Israeliten (Titius); Der Weihnachtsbaum in Glauben und Brauch (Lauffer); Das Alte Wahre (Thieme); Um große Weiten (v. Wiedebach-Nostiz); Ausblick vom Münsterturm (Heuß-Knapp); Der Christ als Zeuge. Der Dienst am Worte Gottes (Barth); Die Kraft des Wortes (Wurm); Die evangelische Kirche und die Judenchristen (Jasper); Drei Weihnachtsmotetten (Wetz); Die Staaten als Lebewesen (Springenschmid); Jugendpflege und Jugendrecht im neuen Staat (Franzen-Hellersberg); Der nationalsozialistische Gedanke in der Welt (Haushofer); Hitlers Deutschland von außen (Böök-Lund); Die Wirtschaft im neuen Reich (Schmitt); Sterben die weißen Völker? (Burgdörfer); Deutschland ohne Sicherheit (v. Oertzen); Baukunst im neuen Reich (Schmitthenner); Das Deutsche Wort (Petrun); Artfremd oder Deutsch (Teichert); Kurzwort-Lexikon (Pfohl); Der Notwender (Dörfler); Das Buch vom Opfer (Klein-Rinn); Häusliches Leben (Koch) [Sp. 1054] — Chronik [Sp. 1058] — Anzeigen

Wie ich sehend wurde

Schauet die Lilien auf dem Felde.
Matth. 6, 2

Wenn ich dem Flügel lauschend am Fenster sitze, begegnet mir auf meinem Blickfeld in nächster Sicht ein Zwillingspaar von Lindenzweigen. Auch das blöde Auge kann gar nicht an ihnen vorüber. Und wenn man nun wirklich auf sie achtet, freut man sich an den zarten Blättern und an dem Rhythmus der selten zur Stille kommenden Bewegung. So sah ich es eine Zeitlang und achtete nicht viel darauf.

Heimgekehrt von einer längeren Herbstreise, schaue ich wieder hinaus — und meine Zweige sind nicht mehr da. Wie ist das möglich? Wo sind sie? Viele Handbreit weiter oben. Haben die Blätter verloren, und ihr Saft ist zurückgegangen; leichteren Gepäcks sind sie in ein oberes Stockwerk gezogen. Wenn der Ast sie nicht gehalten hätte, wer weiß, wohin sie noch geflogen wären. Unsichtbar genug schweben sie im neuen Raum.

Aufmerksam geworden verfolge ich nun die andauernde Veränderung. Wie die Zweige stetig und allmählich sinken, in dem Maße, als der Saft sie wieder füllt, die Knospen schwellen, die Blätter wachsen, Blüten und Früchte sich einstellen, die Früchte reifen — und endlich ist damit der Tiefpunkt erreicht, und ich suche sie wieder umsonst auf meiner Blickfläche, muß sie ein gutes Stück weiter unten finden.

So alt hat das Landkind werden müssen (inzwischen zum Stadt- und Stubenmenschen heruntergekommen), um zu sehen, was in nächster Nähe Jahr um Jahr sich ereignet: daß die Zweige der Bäume durch Frühling, Sommer, Herbst und Winter steigen und fallen und also zeitlebens einen großen Weg machen. Jetzt erst wundere ich mich nicht mehr, daß ein breiter wunderschöner Eichenast, unter dem unser Pfad uns oft hinführt, die Passanten zu Zeiten zwingt, sich arg zu bücken, und sie eine andere Weile erhobenen Hauptes passieren läßt. Ich meinte wahrhaftig schon, die bösen Buben hätten den Ast mißhandelt, wenn er gar so tief nach unten hing.

Von jenem Augenblick an (wörtlich: Augenblick), da ich die verschwundenen Zweige wiederfand, war ich sehend geworden. Und die Natur fing an mit neuen Zungen zu reden. An unser Haus stößt ein kleiner Lindenwald. Von ihm sind jene Zweiglein ein Teil. Daß es verschiedene Arten von Linden gab, das zu wissen — so weit reichte unsere Bildung; aber wie vielerlei, und alle neben- und durcheinander, dicht vor uns, ein Dutzend verschiedene, das sieht man nun erst. Eichen- und Buchenwald schließt sich an: wie viele kleine und große Unterschiede auch hier. Man sieht es mit ganzer Deutlichkeit erst jetzt im Herbst, wenn durch die besondere Färbung ein Baum vom andern sich kräftig abhebt.

So hat man sich zwar zeitlebens an den Schönheiten der Natur ergötzt. Aber wie fremd ist man ihr im Grunde geblieben, ihrem tiefsten inneren reichen Leben. Man wird das auch auf die alten Tage nicht mehr einholen. Aber wie dankbar ist man doch auch für das späte Augenauftun; wie gern geht man den unermeßlichen Weiten der neuen Erkenntnis nach, froh, daß man ihnen auf Schritt und Tritt noch begegnen mag.

Und wie gern kehre ich täglich zu meinen beiden Zweigen zurück. Zwei Tage nur hat es gedauert, bis sie neulich aus grünen Blättern golden geworden. Ein Blättlein nach dem andern ('s ist eine kleinblättrige Linde) erlebte seine Metamorphose, stündlich konnte man die Veränderung wahrnehmen. Bald werden sie fallen und sind schon gefallen.

Hat der Herbst sein besonderes Wunder, fast erschütternder bleibt doch die Beobachtung über das ganze Jahr hin. Diese Anmut, mit der die beiden Zweige sich schwingend hin und her bewegen! Es sind wirklich Zwillinge: immer im gleichen Takt, mit gleicher Gebärde. Nur wenn der Sturm kommt, geraten sie ineinander, widereinander. Dann versuchen sie wohl auch einmal wild zu werden, möchten Himmel und Hölle stürmen, aber sie bleiben in ihr sanftes Wesen gebannt. Ihre Freiheit hegen sie in fester Bindung; sie vergessen über dem Leben draußen die Gemeinschaft nicht, zu der sie gehören, vergessen den Baum nicht, und der schwanke Ast, der schmucklos und bescheiden sie mit dem Stamme verbindet, hält sie ganz fest. Ist's nicht wie bei uns Menschen? Frei, und doch scheinfrei nur; es kommt bloß darauf an, ob wir es wollen oder nicht.

Item: Nicht nur die Vögel unter dem Himmel oder die Lilien auf dem Felde — auch die Zweige an den Bäumen ist es gut ansehen. Sie leben mit uns: leben wir auch mit ihnen! Unser Lebenskreis, unsere Seele wird dadurch reicher! — —

Und wo bleibt „die seufzende Kreatur"? Auch daß wir sie sehen lernen, macht uns reicher — und wird ihr zur Erlösung. Ist es denn für die beiden kleinen Zweige gleichgültig, daß ich sie liebhabe? Daß sie ein Bestandteil meines täglichen Seins geworden sind? Ist es für die ganze Natur gleichgültig, ob und wie wir sie schauen? Wie weit und wie tief?

Es regt sich in der Theologie zuweilen ein Streit um „Gott in der Natur". Wie wenn es ein Unrecht wäre, sich zu ihm zu bekennen. Wie wenn wir unsern Christengott, unsern gekreuzigten Heiland vor seiner Konkurrenz schützen müßten! — Und schlichte Leute holen sich ihr bißchen Gotteserkenntnis und Gottvertrauen aus der Natur. Es ist mir, wie wenn ich

des ewigen Vaters Stimme hörte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht.“ Aber wir, die wir von Jesus das Vaterunser haben, die wir unter Jesu Kreuz der Menschheit ganzen Jammer mit erleiden, wir sollten um so hellern Sinn haben, Gott in seiner ganzen Herrschaft und Herrlichkeit zu spüren. Und sollten uns von Niemandem übertreffen lassen in dem Erstaunen: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter!“ R

Nehmen und Geben

Zum Totensonntag

Er nimmt die liebsten Menschen mit
und reißt das schönste Werk entzwei,
er fragt nach deinen Klagen nicht,
denn seine Herrschermacht ist frei.

Doch gibt er auch, wenn du's verstehst:
was dir gefährdet täglich war,
erglänzt in ewigem Bereich
nun unbezwinglich nah und klar.

Hedwig Petermann

Martin Luthers Sehnsucht nach dem Martyrium

Als er seine Zuflucht auf der Wartburg verließ, um in Wittenberg Ordnung zu schaffen, schrieb Luther seinem glaubensschwachen Landesherrn jenen berühmten Brief, worin es heißt: „Euer Gnaden wisse, ich komme gen Wittenberg in einem gar viel höheren Schutz denn des Kurfürsten. Ich habe auch nicht im Sinne, von Euer Gnaden Schutz zu begehren, ja ich halte, ich wolle Sie mehr schützen als Sie mich schützen könnten.“

Wenig bekannt ist es jedoch, daß der weise Friedrich ein Jahr später seinen Gottesmann an sein Versprechen mahnen ließ und ihn dadurch in Verlegenheit brachte. Luther nämlich hatte ihn in schweren Sorgen ganz im Stich gelassen. Es drohten Kaiser, Papst und Bischöfe und Fürsten, ein Glaubenskrieg schien in der Nähe. Aber Luther weigerte sich höchst energisch, „wieder in einen Winkel zu kriechen“, ja, als der Kurfürst fragte, ob es recht sei, um des Glaubens willen Krieg zu führen, da verlangte Luther, daß er zuallererst seine bisherige Neutralität dem Evangelium gegenüber widerrufen solle und dann mit den Evangelischen zusammen sterbe, wenn der Kaiser ihn bekriege.

Als ihm aber jetzt der Kurfürst ins Gedächtnis rief, wie stolz er seinen Schutz versprochen habe, da erwiderte der Reformator traurig: „Es ist nicht schwer für Christus, ihn auch fernerhin zu schützen. Wenn ich selbst einen Weg wüßte, ihn ohne Schande für das Evangelium aus der Sache herauszubringen, wollte ich mein Leben nicht schonen. Ich zweifle aber nicht, der Fürst wird ungeschoren bleiben, solange er unsere Sache öffentlich nicht billigt und bekennt. Warum er freilich unsern Schimpf mitleiden muß, weiß Gott.“

So war es also bloß ein Himmelswunder, das er mit seinem großartigen Versprechen meinte? Aber Luther fügt noch einen Satz hinzu: „Ich hatte gehofft, man würde mich im Laufe dieses Jahres zum Tode schleppen — das war mein Weg, ihn zu befreien.“

Ein erstaunliches Bekenntnis! Gerade in der Zeit, wo Deutschland überall erwacht, wo die Bauern Luthers Bild an ihre Stubenwände heften, wo jede Stadt lutherische Prediger besitzt und mit Reformen anfängt — gerade in der Zeit seines größten Ruhmes sieht der Reformator seinen Tod vor Augen — ja er hofft auf seinen Tod!

Der Grund liegt darin, daß er seine schönsten Hoffnungen begraben mußte, als er nach Wittenberg zurückkam. Da fand er eine Reformation in seinem Namen vor, die ihm als „liederliches Narrenwerk“ erschien. Er sah mit tiefstem Schreck „den Pöbel hereinplatzen und die Freiheit mit der Faust ausrichten“, sah lauter Neugierige und Leichtfertige nach seinem Evangelium greifen und sich an Bilderstürmen, Fleischessen, Sakrament-Angreifen gütlich tun — er stand entsetzt vor dieser Wirkung seines Strebens und schrieb es dem Teufel zu, daß „die Welt jetzt allzu evangelisch werden will“.

Die aber, von denen er das Werk der Reformation erwartet und gefordert hatte, die Fürsten, blieben steif und feindselig bei ihrem alten Treiben, bedrückten das Volk und vertrieben die Prediger des Evangeliums. „Gott ist mein Zeuge“, ruft er ihnen zu, „daß ich in meinem Herzen Angst und Sorge habe; wenn der Jüngste Tag nicht das Spiel unternimmt, wird Gott der deutschen Nation solche Blindheit senden und sie so verstocken, daß mir greulich ist, dran zu denken.“ Er prophezeit den Fürsten einen Bauernaufruhr, drei Jahre bevor er wirklich ausbricht, er sieht das deutsche Land im Blute schwimmen. „Unselige Nation! Mußt du denn vor allen anderen des Antichrists Stockmeister und Henker sein über Gottes Heilige und Propheten?“

Er zählt sich selbst zu diesen Opfern der unseligen deutschen Nation. Hat er Furcht vor dem Tod, den man ihm droht? Aber er spottet gleichzeitig darüber: „Als wenn ich wollte einen Mann damit erschrecken, daß ich ihm sein Roß aufzäumte und ihn drauf reiten ließe! Es ist ein spöttlich Drohen, daß man Christen mit dem Tode schreckt, so sie doch Herren und Siegmänner des Todes sind!“ Nein, ganz im Gegenteil *hofft* Martin Luther, daß man ihn zum Tode schleppen wird!

Als der Papst ihn bannte, mußte er endgültig einsehen, daß er die ganze Christenheit nicht reformieren könne. Schon damals las er aus der Bibel, daß das Reich des Papstes bis zum Jüngsten Tag bestehen werde. Und nun, in seiner übermächtigen Enttäuschung über Deutschlands Volk und Fürsten, nun sehnt er sich danach, daß jener Jüngste Tag recht bald erschiene — oder daß er selbst sein Leben auf dem Scheiterhaufen enden möchte.

Ein solcher Tod erschien den Menschen jener Zeit als eine, als die einzige vollkommene Sühne für die Sündigkeit des Erdenmenschen, als die wahre Läuterung und Reinigung der Seele, als der schnellste Weg zur Seligkeit. Denn Martin Luther hat niemals, wie man ihm nachsagt, sich für einen Auserwählten Gottes halten können. Er war sein Leben lang geplagt von Anfechtung und Zweifel, ob ihn Gott von Ewigkeiten her zu Himmel oder Hölle vorbestimmt hat. Noch kürzlich auf der Wartburg hatte ihm der Teufel unablässig seinen Glauben schwach gemacht, hatte ihn gepeinigt mit Sprüchen aus der Bibel, die von Gottes Zorn und schrecklichem Gericht erzählen, hatte ihm sogar Christi Bild verfinstert mit dem Worte aus dem Evangelium: „Ich bin nicht gesandt denn nur zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel!“ Und Luther sank auf seine Knie nieder und schrie zu Gott, er solle ihm den Mittler wiedergeben, und hörte hinter sich den Teufel flüstern: „Der Herr erlöse dich nun, wenn es ihn gelüstet!“ „Der Teufel“, wußte Luther, „sagt das nicht schlechthin, als ob es Gott nicht tun könne oder wolle, denn daran zweifelt niemand. Aber ob er *dir* helfen will, das stellt er dir in Zweifel. Da wird die arme Seele unter die Uebeltäter, unter die verworfenen Kinder gerechnet und fühlt es auch nicht anders.“

Wer solchen Untergrund des Lutherglaubens kennt, der kann begreifen, daß sich Luther nach dem Scheiterhaufen sehnte. Der begreift auch, warum Luthers erstes Lied ein Lied auf die Märtyrer seines Glaubens war, und zwar kein Lied der Trauer, sondern ein Jubelsang des höchsten Glücks!

„Ein neues Lied wir heben an,
Das walt Gott unser Herre,
Zu singen, was Gott hat getan
Zu seinem Lob und Ehre:
Zu Brüssel in dem Niederland
Wohl durch zwei junge Knaben
Hat er sein Wundermacht bekannt...“

Da ist kein weicher Ton, da ist nur altchristlicher Jubel über die Besiegelung, die sein Werk von Gott erfuhr durch die Zeugen des Blutes, und über das Glück eines herrlichen Bekennertodes. Gegen einen Niederländer, der sich mit schlauen Ausflüchten dem Hochgericht entzog, behielt Luther immer

eine kleine Abneigung. Und als ein Jahr darauf ein Prediger von einem Bauernhaufen in Tithmarschen unter gräßlichen Martern umgebracht wird, da schreibt er die Geschichte mit allen Einzelheiten auf und druckt sie mit dem zehnten Psalm zusammen: „Ich danke dem Herrn von ganzem Herzen und erzähle alle seine Wunder."

Aber als die erste Kunde von den Brüsseler Märtyrern kam, ist er in Tränen ausgebrochen: „Ich meinte, ich sollte ja der Erste sein, der um des Evangeliums willen sollte gemartert werden! Aber ich bin's nicht würdig gewesen! Ich Armer, den man rühmt, weil er zuerst die Lehre an den Tag gebracht hat und der doch als Letzter und vielleicht niemals dieses Feuers würdig wird!"

Das sind die Gefühle, womit Martin Luther zeitlebens an die Blutzeugen seines Evangeliums denkt: das überströmende Glück, daß Gott seiner Sache „seine Märtyrer" geschenkt hat, und die Trauer, daß er nicht unter ihre Schar genommen worden ist. So hart war jene Zeit, so mächtig war die Höllenfurcht in jenen Menschen, daß sie den schönsten Tod im Scheiterhaufen fanden, der den letzten Rest der Sünde verlodern läßt in einer Himmelsfackel — — —

Das rauhe Leben ließ dem Reformator nicht viel Zeit, sich solchen Gefühlen lange hinzugeben. Er ward in einen Kampf gestellt, der viel härter war als eine Folter und ein Blutgericht. Von seinem vierzigsten bis fünfzigsten Lebensjahr kam ein Sturm nach dem andern, der sein Werk gefährdete, ja zu vernichten drohte.

Zuerst fiel sein alter Kampfgenosse Karlstadt von ihm ab und predigte ein schwärmerisches Christentum der Liebe, das Luther als ein Rückfall in die Werkgerechtigkeit erschien. Dann kamen himmlische Propheten, die wollten Offenbarungen und Visionen haben und mit Gott selber reden, und verachteten die Bibel. Thomas Münzer predigte den Anbruch eines Gottesreichs auf Erden und die Vernichtung aller Widerstrebenden. Die Bauern griffen zu Schwert und Feuer und beriefen sich auf Luther. Die Fürsten schlachteten sie hin und wiesen wieder höhnisch auf die Schriften Luthers, die das Recht der Obrigkeit, zu strafen und zu töten, laut und deutlich anerkannten. Dann streckte alles seine Hände aus, um sich der begehrten Kirchengüter zu bemächtigen; die Kirchen und die Pfarrhöfe zerfielen, die Prediger des Gotteswortes hatten kaum zu beißen, die Bürger und die Bauern wollten nichts mehr von Gesetz und Sitte wissen. Dazwischen kam ein Angriff von der Wissenschaft, die durch die Reformation in ihren schönen Hoffnungen betrogen war. Im Lande zogen Sektenprediger umher, die wollten die Erwachsenen wieder taufen und ein urchristliches Brüderleben ohne Unterschied des Standes und Vermögens haben, ein Ideal, das Luther für phantastisch und gefährlich hielt. Er selber mußte Abschied nehmen von seinem Ideale einer „Sammlung ernster Christen", das er nur zögernd und sehr ungern aufgab, und entschloß sich unterm Druck der immer größeren Verwilderung, die Kirche, die aus seiner Reformation entsprossen war, ganz in die Hände seines Landesherrn zu geben, als eine Kirche „für die Einfältigen und das junge Volk". Wie tief muß er gelitten haben, bis er es über sich brachte, die evangelischen Pfarrer mit beinahe „päpstlichen Dekreten" aufzufordern, sich „willig und ohne Zwang zu unterwerfen"!

Und endlich entspann sich jener große Streit ums Abendmahl, den Luther als den schlimmsten Schlag des Teufels ansah gegen seine Reformation. Der zog sich jahrelang hinaus und zeigte ihm, wie furchtbar einsam und verkannt er unter seinen eigenen Brüdern dastand. Denn Niemand konnte recht begreifen, warum der Mann der Christenfreiheit hartnäckig an einem unsichtbaren, grauenhaften Wunder festhielt und den Gläubigen zumuten wollte, den Leichnam des Gekreuzigten mit ihren Zähnen zu zerbeißen. Niemand begriff, daß dieser gottesfürchtige und angefochtene Mensch in diesem Wunder seinen größten Trost auf Erden sah, nämlich das Testament des Heilands, das auch ihm die Vergebung seiner Sünden und die Seligkeit verhieß und besiegelte mit dem Höchsten, was es geben kann, mit seinem eigenen Fleisch und Blut. Luthers Glauben brauchte immer wieder diesen Trost in seiner Ungewißheit — die Andern aber hielten ihre Seligkeit für sicher und verbrieft und fragten ihn, wozu das Abendmahlswunder eigentlich vonnöten sei — —

Da brach Luther zusammen. Er verzweifelte an seiner Sendung. Er hielt sich für schuldig an so vielem Elend, das sein Evangelium in die Welt gebracht hatte, schuldig an den hundert Ketzereien, an den tausend verlorenen und verführten Seelen. „Christus bewahre mich, daß ich nicht undankbar werde und sein Feind!", so schrie er auf am zehnten Jahrestage jenes Thesenanschlags, der die Reformation eingeleitet hatte. Und nun kam wieder jene Sehnsucht über ihn, sein Leben als Märtyrer seines Glaubens zu beschließen. Er jammerte, er sei nicht würdig gewesen, sein Blut um Christi willen zu vergießen, und konnte sich nur mühsam damit trösten, daß diese Ehre auch dem heiligen Johannes nicht zuteil geworden ist.

Im Februar des nächsten Jahres erschien in einem Wittenberger Gesangbuch zum erstenmal das Lied, das Martin Luther sich in diesem schwersten Jahre seines Lebens zugesungen hat. Es ist das Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott."

Allmählich hat er sich darein gefunden, daß ihm das Schicksal einen Tod als Märtyrer verwehrte. In den schweren Auseinandersetzungen der Protestanten mit dem Kaiser verzichtete er sogar darauf, den Seinen zuzumuten, was er ihnen früher zugemutet hatte: sich wehrlos und mit reinem Gottvertrauen ihren Feinden auszuliefern. Er suchte und er fand allmählich Gründe, daß man auch dem Kaiser widerstehen dürfe, wenn er wider Gott und Evangelium wüte. „Es sind nicht die Zeiten wie zur Zeit der Märtyrer, da Diokletian allein regierte und die Christen tyrannisierte. Jetzt ist ein ander Reich, da der Kaiser mit sieben Kurfürsten regiert, darum ist seine Gewalt nichts ohne sie, ja wenn ein einziger nicht mit beschließt, so ist es nichts. Wenn es aber ein Diokletian wäre und ein solches Regiment, so wollten wir ihm gerne weichen und leiden."

Bis zuletzt aber hielt er in sich selber die Bereitschaft hoch, für seinen Glauben in den Tod zu gehen. Als ihn über Tisch einer fragte, ob er sich wehren wollte, wenn er von Räubern angegriffen würde, sprach er: „Ja freilich, denn da wollt ich Fürst und Richter sein und das Schwert getrost führen, weil sonst niemand um mich wäre, der mich schützen könnte, und wollte darauf das Sakrament nehmen und ein gut Werk getan haben. Wenn man mich aber angriffe als einen Prediger ums Evangeliums willen, so wollt ich mit gefalteten Händen meine Augen gen Himmel heben und sagen: Mein Herr Christ, hier bin ich, ich habe dich bekannt und gepredigt, ist's nun Zeit, so befehl ich meinen Geist in deine Hände! und wollte also sterben."

Berlin-Westend Rudolf Thiel

Erlebt der Katholizismus in Frankreich einen neuen Aufschwung?

Im zweiten Septemberheft der CW spricht Georg Wolf von der „katholischen Renaissance" in Frankreich als von einer Tatsache. Wie steht es damit? Sind die psychologischen Voraussetzungen dafür gegeben? Wie stellt sich das Volk dazu, wie die Gebildeten?

1

Die psychologische Lage kann man nur von der Geschichte her untersuchen. Das französische Volk gilt in der Welt als das Volk der Aufklärung, des Freidenkertums, der Religionsfeindlichkeit. Die wichtigste Ursache dieser Meinung liegt darin, daß die große Revolution die christliche Religion abgeschafft und die Vernunft für die höchste Göttin erklärt hat. Spätere Ereignisse, insbesondere der leidenschaftliche Kampf um die Trennung von Kirche und Staat zu Beginn unseres Jahrhunderts, um die „Milliarde der Kongregationen", um die Laiengesetzgebung haben die Welt in dieser Auffassung bestärkt. Demgegenüber darf man aber daran erinnern, daß Aufklärung und Freidenkertum nicht auf französi-

schem Boden gewachsen, sondern aus England eingeführt worden sind und in Frankreich nur langsam von oben nach unten dringen konnten. Schon die ganz unfranzösische Wortbildung „libre penseur" als sklavische Uebersetzung des englischen „free thinker" beweist es.

Wenn wir in der Geschichte zurückgehen, so finden wir, daß von einem französischen Volke erst etwa von der Jahrtausendwende an die Rede sein kann. Bis dahin waren es fremde Eroberer, die in dem reichen und dichtbevölkerten alten Gallien schalteten und walteten und Geschichte machten. Die kriegerischen Franken waren eine solche, ziemlich dünne Oberschicht, die auf Kosten einer zahlreichen Bauernbevölkerung mit schon hochentwickelter Wirtschaft ein Herrenleben führten, dem Arbeit als Schande galt. Aehnlich war es mit Westgoten, Burgundern, Normannen, und alles spricht dafür, daß auch die Gallier nur eine solche Herrenklasse gebildet hatten. Erst als die germanischen Stämme ihre Sprache aufgaben und mit der bodenständigen Bevölkerung zu einer Gemeinschaft verschmolzen, entstand das französische Volk, und wurden, wie man es ausdrückt: aus den Franken Franzosen. Daher hat dieses Volk von Anfang an mehr den Charakter einer Nation getragen, als den einer völkischen Blutsgemeinschaft.

Sogleich in den ersten Jahrhunderten ihrer neuen Geschichte nun sehen wir die Franzosen von religiöser Begeisterung gehoben und getragen. Als ein sichtbares Zeugnis dafür erheben sich in Frankreich noch heute überall gewaltige Kirchenbauten, die alles überragen, was andere Völker zu jener Zeit leisteten, davon allein über sechzig gotische Kathedralen. Diese Leistung war nur durch freiwillige, zumeist unbezahlte Arbeit möglich, in einer Zeit, wo es noch fast kein Bargeld gab. Violett-Leduc hat allein für Notre-Dame von Paris die Baukosten auf 120 Millionen Goldfranken berechnet. Zahlreiche literarische Zeugnisse berichten von dieser Begeisterung. Suger, Abt von St. Denis, Minister Ludwigs VI., erzählt z. B.: „Jedesmal, wenn es sich darum handelte, die großen Steinblöcke an Seilen aus der Tiefe des Steinbruchs heraufzubefördern, ließen sich die Leute des Ortes, und auch die der Nachbarschaft, Adelige wie Unedle, mit Armen, Brust und Schultern einspannen und zogen die Lasten heraus wie Zugtiere." Die Menge kampierte bei den Steinbrüchen und Werkplätzen. So ist die herrliche Kathedrale von Chartres, nachdem eine Feuersbrunst die romanische Basilika zerstört hatte, in einem Schwung der Begeisterung von 1194 bis 1220 aufgebaut worden.

Dieser Eifer hielt etwa zwei Jahrhunderte an; aber auch nachher blieben die Franzosen ein Volk mit regem religiösen Leben

Heute steht für den Betrachter eine andere Seite ihres Charakters im Vordergrund: die verstandesmäßige. Allerdings sind die Franzosen von Haus aus mit einem scharfen und kritischen Verstand begabt, der nicht das Ergebnis einer „Bildung", sondern natürlich gewachsen ist. In diesem „bon sens naturel" sehen sie ihre Stärke. Sie finden, daß er sie durch die Jahrhunderte gut beraten hat und vertrauen ihm daher. Je mehr ein Mensch dem Verstand vertraut, desto mehr wird er geneigt sein, zu verwerfen, was dem Verstand widerspricht. Aber ein Volk kann seinen Charakter nicht ändern; in der Tiefe bleibt das Gefühl, an höhere Gewalten gebunden zu sein. Das ist die Lage, in der sich die Franzosen heute befinden. Man hat dafür die Formel geprägt: Die Franzosen sind religiös, aber nicht gläubig. (Einer der wichtigsten Unterschiede zwischen Deutschen und Franzosen liegt auf diesem Gebiete: wir Deutschen haben im allgemeinen kein Vertrauen in den Verstand; wir reden gern vom „klügelnden" Verstand; wir fürchten, daß rein logische Schlüsse in die Irre führen; wir trauen unserem Urteil nicht. Daher die gewaltige Wendung zum Instinkt, zur „Stimme des Blutes", die angeblich nicht täuschen kann, weil sie ihre Weisheit aus tieferen Quellen schöpft als der Verstand.)

„Ueber die Letzten Dinge kann Niemand etwas wissen. Wir haben Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen. Aber wir wollen uns nicht mit Worten betrügen lassen oder selbst betrügen." So etwa sprechen die Franzosen. Und sie fügen hinzu, ohne sich vielleicht ganz klar zu sein, was sie damit zugestehen: „Mögen unsere Frauen und Töchter in die Messe gehen. Zu Frauen paßt das, aber nicht zu Männern. Wir nehmen auch die kirchliche Trauung und das kirchliche Begräbnis hin. Es mag sein, daß hinter all dem etwas Wahres ist. Nur sollen die Priester keine Herrschaft über uns ausüben." Bei den heftigen Kämpfen um die Laienschule hat es sich auch niemals um Feindschaft gegen die Religion gehandelt, sondern um den Kampf gegen die Herrschaft, die die Kirche dadurch ausübte, daß sie praktisch ein Monopol für den Unterricht besaß.

Die Frage erhebt sich, ob ein so skeptisch gewordenes Volk eines neuen religiösen Aufschwunges überhaupt fähig ist.

Man wird das französische Volk am richtigsten beurteilen, wenn man sich entschließt, es als eine „Person" anzusehen, als ein großes Gruppen-Ich, das in seiner Art so in sich geschlossen und einheitlich ist, wie nur irgendein Einzelwesen. In einer seherischen Eingebung hat der Historiker Michelet, viel bewundert und viel gescholten, schon vor achtzig Jahren gesagt: „La France est une personne." Damals mochte das als ein symbolisches Gleichnis gelten; heute, wo sich uns die Geheimnisse der Kollektiv-Ichs zu enthüllen beginnen, dürfen wir das fast wörtlich nehmen. Eine solche Volkspersönlichkeit durchläuft Lebensstadien wie ein Einzelwesen, und je ausgeprägter sie ist, desto schärfer umrissen sind auch diese Abschnitte; nur daß sie eben lange Zeiträume, Jahrhunderte, umfassen. Wenn man das elfte bis dreizehnte Jahrhundert als die Zeit jugendlich schwärmerischer Begeisterung der Person „France" ansehen will, dann würde der Abschnitt von 1789 bis zum Weltkrieg die Zeit des Zweifels sein, da der junge Mann zum Bewußtsein seines eigenen Ichs erwacht; abschüttelt, was ihn bisher gebunden und gegängelt hat; die Götter verbrennt, die er bisher anbetete, und sich neue erschafft; da er sich vor allem von allen Fesseln freimachen will, die er aus der Vergangenheit auf sich lasten fühlt, ohne daß er noch weiß, wo es mit ihm hinaus will. Im Weltkrieg hat dann das französische Volk die Feuerprobe bestanden. Jetzt ist es erwachsen. Ein so nüchterner und beinahe reaktionärer Denker wie André Siegfried hat ihm eben dies bescheinigt, daß es „adulte" sei. Es hat die Wachstumskrisen hinter sich und hat ein gewisses inneres Gleichgewicht erkämpft.

Ein erwachsener Mann wendet sich gerne dem wieder zu, was sein jugendliches Ungestüm verdammt hatte; er lernt es ruhiger beurteilen, seinen bleibenden Wert erkennen. So wäre es psychologisch durchaus natürlich, wenn das französische Volk sich wieder mehr den religiösen Dingen zuwenden würde. In dem Kampf um die Macht hat es die Kirche besiegt. Es braucht ihre Bevormundung nicht mehr zu fürchten. Die Kompetenzen sind gegeneinander abgeschrankt. Es vergibt sich nichts, wenn es der Religion wieder einen größeren Platz einräumt.

Dazu kommt, daß das Erleben des Krieges in vielen Menschen das religiöse Empfinden wieder geweckt hat. Die Hilflosigkeit gegenüber dem übermächtigen Geschehen sucht nach einem Halt. Der Anblick der Toten wirft die Frage nach dem Sinn des Lebens und dem Jenseits auf. „Wir wissen nichts darüber, wir können nichts wissen" ist keine Antwort, mit der sich diese Frage zufrieden gibt.

2

Die stärkste Persönlichkeit, die der französische Katholizismus hat, ist ohne Zweifel der Kardinal Verdier, Erzbischof von Paris. Ein Zufall fügte es, daß ich mich allein in der Kirche zu St. Agnes in dem Vorort Maisons-Alfort im Gespräch mit dem Pfarrer aufhielt, als der Kardinal mit zwei Begleitern ankam, um einem fremden Bischof diese neue Kirche, ein wahres Schatzkästlein moderner Baukunst, zu zeigen. Aus jeder seiner Bewegungen spricht Tatkraft, Fröhlichkeit und Lebensnähe. Man begreift sogleich, daß von diesem Mann eine starke Wirkung ausgeht. Zudem erfüllt er eine Bedingung, die im heutigen Frankreich unerläßlich ist, wenn Jemand auf die Menge Einfluß gewinnen will: er

stammt aus dem Volke. Alles, was geschieht, ist das Werk von Persönlichkeiten; geistige Mächte und Strömungen mögen so stark sein, wie sie wollen — im Sichtbaren wirken können sie erst, wenn sie sich geeigneter Persönlichkeiten bemächtigt haben, die als Künstler und Handwerker dienen. Aber vielleicht ist gerade das ein Zeichen für eine Neubelebung des französischen Katholizismus, daß er starke Persönlichkeiten in seine Dienste gezwungen hat.

Der Kardinal Verdier hat ein Werk ins Leben gerufen zur Erbauung von Kirchen, das unter dem Namen „Les Chantiers du Cardinal" bekannt ist; aus der Art, wie es begonnen, wie es von der Bevölkerung aufgenommen wurde, wie es durchgeführt wird, kann man einige Schlüsse auf den religiösen Zustand des französischen Volkes ziehen. Es beschränkt sich zwar auf Paris, aber da natürlich Paris besonders „aufgeklärt" und gleichgültig ist, gewinnen positive Anzeichen von dort eher an Wert, als daß man sie durch den Hinweis entwerten könnte, sie seien nicht allgemeingültig.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind die Außenbezirke von Paris dicht besiedelt und aus den kleinen Dörfern der Umgebung sind ansehnliche Städte geworden, wie es bei den Hauptstädten aller Länder der Fall war. Die kirchliche Versorgung hielt damit nicht Schritt. Die dritte Republik tat nichts dafür; die Bevölkerung, zumeist Arbeiter, war „rot" — la banlieue rouge ist eine stehende Redensart —; die von ihr gewählten Gemeinderäte hätten es für eine Schmach gehalten, einen Pfaffen in den Ort zu rufen. So gab es Gemeinden mit 30—40 qkm besiedeltem Raum, die nur ihre alte Dorfkirche aus dem elften Jahrhundert hatten. Im Nordteil von Paris selbst hatte ein einziger Pfarrgemeindebezirk 200 000 Seelen, Clignancourt. Die Pfarrer waren nur noch Begräbnisautomaten. Im ganzen umfaßt die Erzdiözese Paris etwa fünf Millionen Seelen mit rund 200 Kultstätten, die aber sehr ungleich verteilt sind.

Der Kardinal Verdier stellte nun Ende 1932 einen Plan auf, wonach soviel neue Kultstätten erbaut werden sollten, daß auf 15 000 Seelen eine käme. Er erließ einen Aufruf: er beabsichtige zur Behebung dieser Not und zur Linderung der Arbeitslosigkeit im Baugewerbe — hierauf wurde besonderer Nachdruck gelegt — zunächst sechzig „chantiers" (Werkplätze) zu eröffnen, und forderte zur Zeichnung von Mitteln auf. Es ist bezeichnend, daß dieser Aufruf in der Presse sehr freundlich aufgenommen worden ist, bezeichnender noch, daß innerhalb weniger Stunden dem Diözesanverein, der juristisch der Träger ist, 20 Millionen Franken (6 Franken gleich 1 Mark) an Darlehen zur Verfügung gestellt wurden. Der Plan konnte sofort voll in Angriff genommen werden. Es fanden sich unter anderem elf Mäzene, von denen jeder die gesamten Kosten für je einen Chantier übernahm. Eine der schönsten neuen Kirchen, St. Yves in La Courneuve, eine wahre Musteranlage mit Pfarr- und Gemeindehaus, Kino, ärztlicher und juristischer Beratungsstelle, ist so von einer einzigen Familie fix und fertig — und großzügig! — erstellt worden; desgleichen die schon erwähnte Kirche zu Maisons-Alfort, die kein Besucher von Paris anzusehen unterlassen sollte.

Die 60 Werkplätze verteilen sich auf 35 neue Kirchen, 17 Kapellen, 5 Vergrößerungen bestehender Kirchen, 3 Glockentürme und Pfarrhäuser. Nach Ablauf eines Jahres, zu Beginn 1934, waren 21 Arbeiten schon fertig, 39 in voller Ausführung, darunter eine riesige Prunkkirche zum hl. Geist, für deren Ausmalung mit modernen Fresken der Kardinal allein 400 000 Franken ausgeworfen hat, wodurch vierzig Künstler und Künstlerinnen auf Monate Arbeit fanden.

Kollekten in den Pariser Kirchen ergaben erstaunlich hohe Summen, bis zu 20 000 Franken in einem Gottesdienst! In einem Stadtviertel brachten 62 Damen durch Haussammlung 65 000 Franken zusammen.[1])

An Opferwilligkeit hat es also nicht gefehlt. Freilich spielen bei Geldspenden immer auch andere Motive mit, aber das ist zu allen Zeiten so gewesen; die Tatsache der Opferbereitschaft wird dadurch nicht verkleinert. Bezeichnend ist die freundliche Einstellung der Gemeindeverwaltungen. Sie stellen das Bauland billig oder umsonst zur Verfügung und interessieren sich für die Bauten. An der Grundsteinlegung oder Einweihung nehmen Abordnungen des Gemeinderats teil. Vor 25 Jahren wäre das unmöglich gewesen. Die Kirchen werden durchschnittlich auf 800—1000 Sitzplätze berechnet. Für einen Platz rechnet man 1000—1200 Franken; eine Kirche kommt also auf rund eine Million Franken.

Wie stellt sich die Bevölkerung selbst, der die Kirchen zugedacht sind, dazu? In dem erwähnten Clignancourt haben 95% der Familienoberhäupter eine Eingabe um Errichtung einer Kirche unterschrieben. In Puteaux haben die Gemeindeglieder selbst 200 000 Franken aufgebracht. Trotzdem darf man die Schwierigkeiten nicht unterschätzen, denen die Pfarrer der neuen Kirchen unter einer Bevölkerung gegenüberstehen, die in kirchenfeindlichen, ja atheistischen Anschauungen aufgewachsen ist. Sie müssen, wie in heidnischem Land, erst eine Gemeinde sammeln, wobei ihnen Niemand hilft. Sie müssen „défricher" (urbar machen), wie man sagt; man nennt sie daher die „défricheurs de la banlieue". Alles kommt auf die Persönlichkeiten an. Es ist lehrreich, sich mit diesen Männern zu unterhalten. Alle sind fröhlich — der Frohsinn ist in Frankreich überhaupt für die katholische Geistlichkeit, vor allem die jüngere, bezeichnend — und menschlich, und bei manchen möchte man sagen, daß sie „weise" seien. Sie fangen natürlich mit den Kindern an, sammeln sie um sich, betreuen sie, spielen mit ihnen. Junge Mädchen finden sich, die ihnen dabei helfen. So gewinnen sie die Mütter. Zu einem kleinen Fest, einer Aufführung kommt wohl auch der Vater mit. Die Eltern werden freundlich eingeladen, doch auch einmal an der Messe teilzunehmen. Ein Kirchenchor wird gegründet; die Tochter überredet den Vater, es sich anzuhören, wenn sie beim Gottesdienst mitsingt. Sehr vorsichtig und taktvoll muß vorgegangen werden. Es darf nur ja nicht nach Zwang aussehen, auch nicht nach moralischer Verpflichtung, und von Bekenntnis darf natürlich nicht die Rede sein, geschweige denn von Seelenheil und Höllenstrafen; da würden die Leute sogleich wieder wegbleiben. „Ist es nicht wohltuend, sich in einem schönen Raume eine Weile zu sammeln, nachzudenken, sich der Ahnung des Unendlichen hinzugeben? Du spürst es doch deutlich in deiner Brust, das Unerforschliche! Du brauchst nichts zu glauben, was deinem Verstand widerspricht. Was wir zeigen, sind doch nur Symbole; nicht auf sie kommt es an, sondern auf die Kräfte, die dahinterstehen."

Mit dem Erfolge sind alle „défricheurs" zufrieden. Manche der vor einem Jahr gebauten Kirchen sind heute an Festtagen schon gefüllt. Hieraus wird man vielleicht am ehesten schließen dürfen, daß sich ein grundsätzlicher Wandel der Einstellung im Volke zu vollziehen beginnt. Mehr darf man heute noch nicht sagen. Vorläufig steht das Stimmungsmäßige noch im Vordergrund. Aber die katholische Kirche hat sich immer zuerst an das Gefühl gewendet, und es steht ihr auf diesem Gebiete die Tradition einer langen Erfahrung zu Gebote.

3

Weit klarer ist das Bild, das sich darbietet, wenn man die Stellung der Intellektuellen zum Katholizismus betrachtet. Hier kann und muß man von einem ausgesprochenen neuen Aufschwung reden. Er zeichnet sich ab in der außerordentlichen Ausdehnung, die das Institut catholicue in Paris gewonnen hat. Dieses Institut ist eine vollständige private Universität, die genau wie die Sorbonne zu staatlichen Prüfungen vorbereitet. Es ist im Jahre 1875 gegründet und besitzt heute alle Fakultäten mit Ausnahme der medizinischen, sowie eine Reihe von Forschungsinstituten. Es erhält natürlich keinen Zuschuß vom Staate, sondern ist ganz auf Stiftungen angewiesen und auf das, was die Studierenden bezahlen. Wenn es sich nicht nur halten kann, sondern von Jahr zu Jahr wächst, so beweist dies, daß es eine große Anzahl gebildeter Familien gibt, die Wert auf eine religiös gefärbte Bildung legen, und daß die jungen Leute sich dem nicht widersetzen. Das Institut

[1]) Bei diesen Zahlen ist allerdings in Rechnung zu stellen, daß Frankreich heute das finanziell mächtigste Land Europas ist, ein Vergleich mit anderen Ländern deshalb nur unter starkem Vorbehalt möglich ist. DH

catholique hat heute mehrere tausend Studierende; ins Leben getreten, verbreiten diese die Weltanschauung weiter, innerhalb deren sich ihr Geist entwickelt hat. Im Juni d. J. wurde ein neuer, großer Bau für die 225 000 Bände der Bibliothek eingeweiht.

Auch an der Spitze des katholischen Instituts steht eine sehr ausgeprägte und tatkräftige Persönlichkeit, der Rektor Baudrillart; er hat den geistlichen Beruf erst ergriffen, nachdem er auf Wunsch seiner Eltern ein anderes Studium beendet hatte. Das katholische Institut stellte sich bei seiner Gründung folgende Aufgabe: „Wir wollen nichts zerstören, was ohne uns oder außer uns geleistet wird. Aber wir hoffen, durch einen ehrenhaften Gebrauch unserer Freiheit den geistigen Strömungen unseres Landes einen heilsamen Ansporn zu geben und dadurch den Interessen der Wissenschaft, der Moral und der Religion zu dienen."

Von einem Mitarbeiter des Kardinals Verdier wurde mir als die große geistige Aufgabe der katholischen Kirche in unserer Zeit bezeichnet: „la réintégration de la doctrine chrétienne dans les intelligences", wörtlich: die Wiedereingliederung der christlichen Lehre in die Intelligenzen; also die Versöhnung von Glaube und Verstand. Derselbe Abbé sagte Folgendes: „Wenn wir heute die theologischen Lehrbücher von vor dreißig Jahren durchblättern, so können wir uns, bei aller Ehrfurcht vor dem kindlichen Glauben, den sie bezeugen, eines Lächelns nicht erwehren. Wie leicht hat man es sich damals gemacht! Man begnügte sich mit dem Credo quia absurdum. Damit können wir unsere Jugend nicht abspeisen. Uns kommt es darauf an, zu beweisen, daß Niemandem der Glauben an Absurdes zugemutet wird." Als Ausdruck dieser Einstellung findet man nicht selten in katholischen Kirchen Maueranschläge, die z. B. die Heiligenverehrung erklären und rechtfertigen und sich dagegen verwahren, sie sei Götzendienst.

Für die angestrebte wissenschaftliche und verstandesmäßige Unterbauung der christlichen Lehre ist das katholische Institut da. Es leuchtet ein, daß dort ein sehr freier und aufgeklärter Katholizismus herrschen muß; ohne einen solchen könnte es nicht gedeihen. Wie aber steht Rom dazu? — Man zitiert ein Wort des Papstes Pius XI., der dem Kardinal Verdier erklärt hat: „Ich ziehe den aufgeklärten (éclairé) Katholizismus der Franzosen den mehr äußerlichen (religiösen) Kundgebungen anderer Völker vor; wenn diese auch zweifellos etwas Rührendes haben, so fehlt ihnen doch die Tiefe."

Ohne Frage sind die Aussichten für die Versöhnung von Wissen und Glauben seit zwanzig Jahren gewachsen. Ganz oberflächlich gesehen, war es vor allem der „Wunderglaube", der die aufgeklärten Menschen um die Wende des Jahrhunderts abstieß. Nachdem das 19. Jahrhundert die ewigen Naturgesetze bloßgelegt hatte, erschien dem auf seine neue Bildung stolzen Bürger und Arbeiter die Zumutung beleidigend, er solle glauben, ein Mensch, und sei es auch Christus, könne diese Gesetze durchbrechen. Man bemühte sich, die Wunder natürlich zu erklären. Heute gibt es soviel „wunderbare" Dinge, die Niemand ausreichend erklären kann, die noch vor nicht langer Zeit als absurde Märchen abgetan worden wären und die doch heute schon selbstverständlich sind; man braucht nur an den Rundfunk zu erinnern. Anderseits hat sich der Verstand auf vielen Gebieten als unzuverlässig erwiesen. Im Ablauf der Weltwirtschaftskrise z. B. sind alle weisen Prognostika der gefeiertsten Autoritäten dauernd von den Ereignissen Lügen gestraft worden. Die Menschen sind geneigter zuzugeben, daß Kräfte deswegen nicht weniger wirklich sind, weil sie über den Verstand hinausgehen. Die Rolle, die das Kriegserleben dabei gespielt hat, ist schon angedeutet worden. Man kann hier noch daran erinnern, daß für viele Franzosen die Errettung ihres Landes in der Marneschlacht ein „göttliches Wunder", ein unmittelbares Eingreifen Gottes, darstellt.

Aber auch für die Naturwissenschaft ist eine neue Lage geschaffen worden, vor allem durch die Erkenntnisse auf dem Gebiet der Zusammensetzung der Materie, die es immer wahrscheinlicher machen, daß es Materie im bisher üblichen Sinne gar nicht gibt, sondern nur Bewegung, d. h. Kraft. Mit diesen Fragen befassen sich zwei Artikel des Philosophen Max Hermant im „Temps" vom 10. und 14. August d. J. Er stellt fest, daß etwa 1927 als die Folge von Erfahrungen, die ans „Wunderbare" grenzen, eine völlig neue Auffassung der Wirklichkeit, die uns umgibt und von der unser Körper ein Teil ist, in die Erscheinung getreten ist. Er zitiert weiter ein Wort des englischen Physikers Eddington: „Die Religion ist seit 1927 für einen wissenschaftlichen, vernünftigen Geist annehmbar geworden."

Die von der katholischen Kirche Frankreichs angestrebte Versöhnung von Wissenschaft und christlicher Lehre erscheint daher durchaus möglich.

4

So hart der Schlag war, den der französische Katholizismus vor dreißig Jahren durch die Trennung vom Staate erhielt — heute stimmen die besten Katholiken darin überein, daß er geistig zu seinem Segen war. Er war dadurch zu sehr großen Opfern und Anstrengungen genötigt, die er sich sonst erspart hätte, ohne die er aber erstarrt wäre. Von einem „neuen religiösen Leben" in Frankreich schlechthin zu reden, ginge indessen ohne Zweifel zu weit; aber man kann die Lage vielleicht wie folgt umreißen: Staat und Kirche haben ihre Bezirke gegeneinander reinlich abgegrenzt; es herrscht Friede zwischen ihnen. Von diesem Frieden zieht die Kirche den größeren Nutzen. Die religiösen Menschen, die es im französischen Volke immer in großer Zahl gegeben hat, haben wieder die Möglichkeit, sich offen an die Kirche zu halten, ohne daß hierzu ein besonderer Mut erforderlich ist. Von dieser Möglichkeit machen sie in rasch wachsendem Maße Gebrauch. Ihrerseits mutet die Kirche den Gläubigen nicht mehr das sacrificium intellectus zu; sie nimmt den Verstand zum Bundesgenossen, anstatt ihn zu bekämpfen. Zugleich hat der Glaube an den alleinseligmachenden Verstand, der in keinem Lande so stark war wie in Frankreich, durch die geschichtlichen Ereignisse einen starken Stoß empfangen. Wenn die Kirche sich hütet, in den innerpolitischen Kampf einzugreifen, wenn sie vor allem auch den leisesten Anschein vermeidet, auf seiten des Kapitalismus zu stehen, dann wird die weitere Entwicklung wahrscheinlich zu ihren Gunsten verlaufen.

Paris Paul Distelbarth

Hauer und Mandel

Erster Teil: Hauer

Hauer eröffnet die Septembernummer der von ihm herausgegebenen Monatsschrift „Deutscher Glaube" mit einem Artikel „Unsere Gegner", unter die er mit Recht auch mich einreiht. Er stellt mir darin das Zeugnis aus, daß ich zu den „ernstzunehmenden Gegnern" der von ihm geführten Bewegung gehöre und daß mein Buch: Rasse — Religion — Ethos (Gotha, Klotz 1934) „ein wirklich ernstgemeinter und in mancher Beziehung auch da und dort in die Tiefe dringender Versuch sei, sich mit den wichtigen Fragen, die innerhalb der Deutschen Glaubensbewegung heute wirksam sind, zu beschäftigen". Man sollte danach erwarten, daß er in seinem Aufsatz die Position der Gegner umreißt, die er seinen Lesern vorstellt, zumal er S. 396 den auch von mir gebilligten Satz aufstellt: „Will ich das Grundwesen des Menschen erforschen, so muß ich ihn in seiner Ganzheit nehmen..." Was unter den angeführten Gegnern mich betrifft (die Andern mögen für sich selber reden), sucht Hauer aber aus diesem löblichen Grundsatz nicht etwa die Folgerung zu ziehen. Es müßte zum mindesten erkennbar sein, daß ich in erster Linie um die logisch-strukturelle und konkret-inhaltliche Aufhellung des komplizierten Begriffs „Arteigen" bemüht bin, um ihn vor schlagwortmäßiger Abnutzung zu bewahren, daß ich keineswegs nur aus religionsgeschichtlichen, sondern viel mehr noch aus wert- und religionsphilosophischen Gründen die gegen Rassennaturalismus und -psychologismus gerichtete These begründe: „Die Rasse ist mitbestimmend, aber niemals alleinbestimmend für Religion und Ethos, die ihr gegenüber

eine eigengesetzliche Determinante haben." Nichts von alledem. Er nimmt lediglich als Indologe meinen kleinen Abschnitt: „Religion und Ethos der Inder" unter die Lupe und zeigt seinen Lesern, daß „Unsere Gegner" von diesen Dingen nichts verstehen. Aber wie macht Hauer dieses nun? Ich erkläre zu Beginn jenes Abschnittes, daß die Religionsgeschichte, die sich auf indischem Boden abgespielt hat, ein unendlich vielgestaltiges Gebilde, daß sie geradezu ein Pantheon von Religionen pantheistischer, theistischer, polytheistischer und fetischistischer Färbung sei, daß es ebenso unmöglich wie lächerlich wäre, diese Vielfältigkeit auf eine abstrakte Formel abzuziehen; daß man aber aus dem Reichtum der indischen Religionsentwicklung ein Gebilde herausheben könne, das gewisse Züge offenbare, wie sie auf indischem Boden erstmals in Erscheinung getreten und für Indien dauernd charakteristisch geblieben sind; das sei die Brahman-Atman-Mystik der Upanishaden und in ihrer Nachfolge der große indische Mystiker Shankara um 800 n. Chr. Daraufhin unterstellt Hauer dem „Gegner", daß er das von ihm selbst so genannte „unendlich vielgestaltige Gebilde" „auf sage und schreibe vier Seiten abhandele". Wenn Hauer mir nun noch wenigstens nachwiese, daß ich die Begriffe „Brahman" und „Atman" (um die es mir allein zu tun ist) falsch oder überhaupt nicht verstanden hätte! Aber auch das tut er nicht. Was er mir vorwirft, ist: daß ich einen „weithin zufälligen Ausschnitt aus der indischen Religionsgeschichte" biete (Gegenfrage: Ist die Brahman-Atman-Mystik ein „zufälliger" Ausschnitt der indischen Religionsgeschichte?), daß ich „nicht den geringsten Versuch mache, die tiefen Grundtriebe dieser Religionsgeschichte im Gesamtgeschehen zu erfassen" (Gegenfrage: Gehören die Begriffe Brahman und Atman nicht zu den „tiefen Grundtrieben"?), und daß die von mir angeführten Texte „bunt durcheinandergewürfelt und weder nach Entwicklungsgeschichte, noch nach Leitmotiven geordnet" seien. Besonders entrüstet ist er über meinen Satz: „Die indische Mystik ist eine Mystik der starr-beharrenden Zweitlosigkeit des Seins. Sie ist auf ihrem Gipfelpunkte eine quietistische Mystik der völligen Stillstellung alles Wollens und Wirkens." Damit bewiese ich vollends, daß ich die Atman-Mystik „völlig mißverstanden" hätte. So könne man die indische Religion im höchsten Fall bei den mittelalterlichen Ausläufern der Brahmanlehre charakterisieren, als „die Ausbildung dieser Mystik schon längst von ganz anderem als von arischem Blut und Geist getragen wurde" (Gegenfrage: woher weiß Hauer das für Shankara?) „und in das Netz theologischer Erörterungen eingefangen" war. Der von ihm beanstandete Satz ist als Zitat aus Rudolf Otto, West-Oestliche Mystik (² 1929, S. 290) kenntlich gemacht und bezieht sich allerdings auf Shankara. Immerhin sagt Otto von ihm und Eckehart, daß sie „je die größten Vertreter und Darsteller dessen gewesen sind, was man vornehmlich und zuerst unter östlicher und westlicher Mystik zu verstehen hat", und daß beide „dabei gleichermaßen in einem uralten Erbe vergangener Zeiten und großer Ueberlieferungen wurzeln" (S. 3 f.). Ich gebe also den von Hauer als nebensächlich gerügten Zufallstreffer an Ottos Adresse weiter. Im übrigen verkennt Hauer den Zweck meiner Ausführungen, wenn er glaubt, ich wolle den Indologen ins Handwerk pfuschen. Ich will mich gern belehren lassen. Mir liegt nur an der Herausstellung von großen typologischen Zügen und nicht an der Wiedergabe aller Feinheiten und Differenzierungen. Deshalb trifft mich auch der Einwand nicht, mit dem Hauer die Auswahl der von mir angeführten Texte bemängelt. Es genügt m. E. vollkommen, einzusehen, daß sich solche „Grundworte" weder in der altpersischen noch altgriechischen noch altgermanischen noch christlichen Religion finden könnten. Der Hinweis darauf ist in meinem Buch über „Rasse, Religion, Ethos" nicht überflüssig, wenn man noch im Jahre 1928 bei einem angesehenen Rassenforscher (Ludwig Schemann) den Satz lesen kann: „Kants Kritiken waren eine echt arische Tat, mit welcher er über zwei Jahrtausende hinweg Platon und über noch längere Zeiträume den Indern die Hand reichte." Dieses und ähnliches ist es, was ich im Auge hatte, wenn ich sagte, daß man nicht in „Siebenmeilenstiefeln" die Religions- und Geistesgeschichte durcheilen und kräftig verallgemeinern dürfe, wo es erst einmal sorgfältig zu unterscheiden gilt.

Hauer bemerkt, daß er bei dieser Warnung auf meiner Seite stehe. Aber tun es seine Mitarbeiter? Im Anschluß an Zeitpunkt und Inhalt der Trauerrede, die der Feldbischof bei der Bestattung Hindenburgs gehalten hat, heißt es auf S. 403 seines Blattes: „Von hier ab wird man künftig in der Religionsgeschichte den Verfall des Dogmenglaubens in Deutschland datieren können." Man sieht vergeblich nach einer redaktionellen Anmerkung aus. Gehört doch auch für einen Leserkreis von Laien nicht viel dazu, zu wissen, daß der Verfall des Dogmenglaubens in Deutschland schon im 18. Jahrhundert mit voller Macht eingesetzt hat.

Ein zweites Beispiel. Auf S. 421 von Hauers Zeitschrift heißt es: „Die Germanenreligion ist mit die höchstentwickelte unter den indogermanischen Religionsformen. Warum? Wegen der unsagbaren Größe, Hoheit und Erhabenheit ihrer Odinsgestalt... Wie treu, wie echt und wie edel, wie erhaben und menschennah zugleich ist... ein Gott, der mit seiner Welt, mit seinen Menschen geboren wird, lebt, leuchtet, kämpft, trauert, untergeht." In der einschlägigen religionsgeschichtlichen Forschung habe ich mit großer Einstimmigkeit folgende Charakteristika Odins gefunden: Er ist Totenführer, Sturmgott, Leichengott, Schlachtengott, Siegesgott, Heldengott, Allvater. Er ist der Gott der Weisheit und Dichtkunst. Er ist ein unermüdlicher Wanderer, Verwandlungskünstler, Runenmeister, Zauberer, Liebesabenteurer, Frauenjäger, Grabschänder, Bringer von Wahnsinn, Siechtum und Tod. Er ist wie ein Merowingerkönig klug, hochgesinnt, vornehm, galant, ungerecht, böse, machiavellistisch-skrupellos, verschlagen, falsch, höhnisch, tückisch, listenreich, wankelmütig, treulos, seine Günstlinge wahllos hebend und stürzend. Ihm gilt vornehmlich das Menschenopfer. Das sei das entmomentisierte Bild, wie es die Forschung heute von Odin entwerfe. Besonders B. Kummer, dessen Buch „Midgards Untergang" als hochwillkommen zur Förderung „unserer rassischen und völkischen Eigenart" gepriesen worden ist, macht Odin gegenüber dem Gotte Thor nach Strich und Faden schlecht und kann sich nicht genug in seiner Herabsetzung als eines notorischen Verfallsproduktes der altgermanischen Religion tun. Ich habe demgegenüber auf S. 48 ff. meines Buches aus genau daselbst angegebenen Gründen eine Ehrenrettung Odins versucht und stimme darin, wie ich nachträglich sehe, mit Walter Baetke überein, der (Art und Glaube der Germanen, Hanseatische Verlagsanstalt, 1934, S. 54) in gleichem Sinne urteilt, daß „das Schreckliche und Schauerrolle des Numinosum sich in seiner Gestalt am stärksten verkörperte". Nichtsdestoweniger ist es ein religionsgeschichtlicher Nonsens, von der „unsagbaren Größe, Hoheit und Erhabenheit" der Odinsgestalt zu phantasieren. Zu diesem Artikel findet sich nun doch eine „Vorbemerkung des Herausgebers", in der es unter anderem heißt: „Deutscher Glaube ist eine lebendige Wirklichkeit, keine Theorie. Darum darf man auch nicht erwarten, daß die Kämpfer innerhalb der Deutschen Glaubensbewegung alle dieselben theologischen oder philosophischen Ansichten haben." Nein, nicht darum allein kann es sich handeln. Sondern auch darum, daß in der Zeitschrift einer Bewegung, die den Anspruch erhebt, dem deutschen Menschen die echten und wahren Quellen seiner Religion aufzudecken, ihm kein X für ein U vorgemacht wird, besonders wenn dessen Herausgeber ein Fachmann für Religionsgeschichte ist.

Dabei noch ein Wort zur Art des Kampfes der Deutschen Glaubensbewegung. Auf S. 426 von Hauers Zeitschrift werden die tausend Jahre abendländischen Christentums als „das tausendjährige Versailles der Deutschen" bezeichnet. Dieser beschimpfende Freidenkerjargon tut mir leid — um Hauers willen.

Mit Hauer gehe ich seit meiner Mitarbeiterschaft an der von ihm früher herausgegebenen und (leider!) eingegangenen „Kommenden Gemeinde" ein gutes Stück in der Kritik an Kirche, Theologie und Christentum zusammen. Ich habe mich jetzt (Die Mutter als religiöses Symbol. Tübingen, Mohr 1934, S. 40 ff.) erneut darum bemüht, wenigstens in großen Zügen den springenden Punkt unserer Uebereinstimmung, aber auch den unserer definitiven Trennung darzulegen. Die Notwendigkeit dieser Trennung wurde mir auf jener Gründungsversammlung klar, die Ende Juli 1933 in Eisenach stattfand und die — persönliche Eindrücke und Imponderabilien spielen dabei keine unerhebliche Rolle — auf den Ton gestimmt war: Christen raus! Lossagung und Loslösung vom Christentum überhaupt war mir aber keineswegs der Sinn meiner These von der „Krisis und Wende des christlichen Geistes". Damit war für mich ohne Zögern und Zaudern entschieden, daß ich mich der Deutschen Glaubensbewegung nicht anschließen konnte und niemals anschließen werde; wohl aber habe ich ein weitgehendes Verständnis für Hauers Problemstellung (nicht Problemlösung!) behalten, wovon, wie ich glaube, auch mein ganzes Buch: „Rasse, Religion, Ethos" Zeugnis ablegt.

Den Hauptfehler seiner, wie ihm scheint, religionsgeschichtlich nicht genügend gebildeten theologischen Gegner sieht Hauer hinsichtlich des Themas: Rasse und Religion darin, daß nicht klar genug unterschieden werde zwischen einerseits den „religiösen Urphänomenen" (die sich in den verschiedensten Religionskreisen finden) und andererseits dem (einmaligen) „Seelentum oder vielleicht noch besser der Wesensform einer Religion, d. h. zwischen innersten religiösen Lebensbewegungen und der Art, wie diese im Bewußtsein erlebt und in Gedanken und Worten gestaltet werden". Er müsse sich immer wieder wundern, wie wenig die Theologen und christlichen Religionsphilosophen von gestern und heute noch imstande seien, diese für das Verstehen der religiösen Geschichte der Menschheit so überaus wichtige Unterscheidung zu fassen (S. 386 f.). Ich gebe Hauer ohne weiteres die Wichtigkeit dieser Unterscheidung zu, möchte aber glauben, daß andere Unterscheidungen wichtiger sind. Zunächst einige Fragen, deren Beantwortung Hauer im Unklaren läßt. Sind die religiösen Urphänomene in allen Religionen vollkommen gleich an Zahl und Kraft und Reinheit vertreten? Ist nicht vielmehr ein Unterschied der Urphänomene oder, wie ich sagen würde, des religiösen Sinngehaltes selbst dergestalt vorhanden, daß dieser je nach seiner Kräftigkeit, Tiefe und Reinheit von Volk zu Volk, von Rasse zu Rasse auf dem Wege der äußeren und inneren Missionierung wandern kann, sofern nur die seelischen Fähigkeiten für seine Aneignung vorhanden sind? Zweitens: Ist die seelische Wesensform einer Religion oder, wie ich lieber sagen würde, ihre ausdrucksmächtige Symbolik dem auszudrückenden religiösen Sinngehalt stets und ständig angemessen (adäquat)? Wären nicht in dieser Beziehung zwischen „Urphänomen" und „Seelentum" gewaltige Gegensätze (Religion der barmherzigen Liebe und — Inquisitionsprozesse!) denkbar? Wenn auch diese Frage zu bejahen wäre, dann wären die Kategorien, mit denen mir Hauer allein zu arbeiten scheint, nämlich die der „Artgemäßheit" und „Artfremdheit", allein nicht ausreichend, um das Problem „Rasse und Religion" befriedigend zu lösen.

Einige Beispiele. Ich lese bei Paul Herrmann (Altdeutsche Kultgebräuche, 1928, S. 30 ff., und: Das altgermanische Priesterwesen, 1929, S. 17): „Grauenhaft ist das Bild, das von den Opferweibern der Kimbern entworfen wird, deren Heerfahrt sie begleiten. Sie trugen weiße Gewänder, Mäntel von feinstem Linnen und einen ehernen Gürtel. Sie holten mit Schwertern in den Händen die Kriegsgefangenen aus dem Lager ab, bekränzten sie wie Opfertiere und führten sie an einen hohen ehernen Kessel, der etwa 20 Maß faßte. Dann bestieg eine von ihnen einen Tritt und durchschnitt, über den Kessel gebeugt, dem über den Rand emporgehobenen Gefangenen die Gurgel. Aus dem Blute, das in den Kessel rann, weissagten sie. Andere schnitten ihm den Leib auf, durchsuchten die Eingeweide und prophezeiten daraus den Ihren den Sieg." Oder: „Die Angabe des Tacitus, daß nur dem höchsten Gotte Wodan das höchste Opfer, der Mensch, falle, ist nicht richtig. Selbst den niederen Naturmächten wurden in sehr alter Zeit Menschenopfer gebracht. Vor der Heimkehr von einem Raubzuge von der gallischen Küste wählten die Sachsen den zehnten Teil der erbeuteten Gefangenen durchs Los und töteten diese in religiöser Handlung, um von den Göttern gute Reise zu erlangen." Oder: „Besonders dem Kinderopfer schrieb man große Wirkung zu, denn man glaubte, daß die erzürnte Gottheit am besten durch Darbringung eines völlig reinen Geschöpfes versöhnt werden könnte." Zur Frage des Menschenopfers in der altgermanischen Religion überhaupt bemerkt der sachkundige Walter Baetke in der oben angeführten Schrift (S. 29 ff., 54): „Es kann kein Zweifel sein, daß das Menschenopfer die größte und feierlichste der germanischen Kulthandlungen war."

Ich möchte nun Hauer fragen, was seines Erachtens hieran „religiöses Urphänomen" und was „seelische Wesensform" ist. Ich fürchte, daß beide in diesem Fall eine sehr zweifelhafte Rolle spielen. Ich möchte weiter fragen: Ist die Wesensform alsdann „artgemäß" oder „artfremd"? Wenn „artfremd", worin liegt die Artfremdheit begründet? Wenn „artgemäß", warum verleugnen und verabscheuen wir (einschließlich der Deutschen Glaubensbewegung) jene Kulthandlungen? Ich will auf diese Fragen sogleich meine Antwort andeuten: Artgemäßheit und Artfremdheit sind im weitesten Sinne des Wortes und in ihrem herkömmlichen Gebrauch biologische bzw. psychologische Kategorien, die durch wertkritische (ethischer und religiöser Herkunft) ergänzt werden müssen, die ihrerseits nicht die biologischen Funktionen einer Individual-, Volks- oder Rassenseele, sondern dieser gegenüber „autonom" und eben nur deshalb „kritisch" sind.

Ein anderes Beispiel:

Tacitus berichtet in der Germania cap. 39 den hochaltertümlichen Semnonenkult, der, mit einem Menschenopfer begonnen, dem Kultgenossen nur „gefesselt" den Wald zu betreten gestattete, „gleichsam um seine Untertänigkeit zu bekunden und von der Macht der Gottheit zu zeugen". „Wenn einer zufällig stürzt, ist es nicht erlaubt, sich aufheben zu lassen noch selbst aufzustehen: auf dem Boden muß er sich herauswälzen" (vgl. Rasse, Religion Ethos, S. 84). Das religiöse „Urphänomen" (mit Hauer gesprochen) scheint mir hier mehr auf einen bösartigen Dämon, als auf einen Himmelsgott (Tiuz-Ziu) zu deuten. Die seelische „Wesensform" seiner Verehrung aber („knechtischer Gehorsam") ist für unser heutiges (unter dem Einfluß des Christentums stehendes) Empfinden roh und abstoßend. Ich frage Hauer wieder: beurteilt er dieses Phänomen als „artgemäß" oder „artfremd"? Wenn in letzterem Sinn, worauf beruht die Artfremdheit? Wenn in ersterem Sinn: warum lehnen wir (einschließlich der Deutschen Glaubensbewegung) jene Art der Gottesverehrung ab?

Mir scheint also, daß man mit jenen beiden psychologischen Kategorien, denen Hauer die entscheidende Wichtigkeit beimißt, nicht auskommt. Ich muß vielmehr mindestens zwei neue einführen, die die Hauerschen gleichsam überschneiden, die sowohl für „artgemäße" wie für „artfremde" Religionsformen (und zwar sowohl für ihren „Gehalt" wie für ihre „Ausdrucksweise") „gelten", nämlich die wertkritischen des Niveaus und der Dämonie.

Was Niveau ist, dafür wiederum ein Beispiel. Ich lese im 90. Psalm:

Herr Gott, du bist unsre Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bist du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommt wieder Menschenkinder!... Du lässest sie dahinfahren wie einen Strom; sie sind wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blüht und bald welk wird und des Abends abgehauen wird und verdorrt.

Auf S. 420 der Hauerschen Zeitschrift steht über die „Grundideen der Deutschreligion":

Die alte Gott-Welt-Spaltung, und ebenso die Gott-Mensch-Spaltung gilt für unser Erlebnis- und Erkenntnisschicksal nicht mehr. Sie hat ihre Ueberzeugungskraft eingebüßt. Der Mensch, als das höchste Glied des Weltgöttlichen, ist die höchste Offenbarungsstufe und Erscheinungsform des ewigen und unendlichen Gottlebens.

Das Gefühl zeigt nicht bloß seelische Zuständlichkeiten an, sondern durch es erfassen wir echte Werte (Scheler nannte dies: emotionale Kognition). Dieses vorausgesetzt, überlasse ich es dem religiösen Evidenzgefühl des Lesers, festzustellen, wo religiöses „Niveau" ist und wo nicht: dort, wo der unendlich ferne und erhabene Gott als nahe „Zuflucht" des unendlich vergänglichen Menschenwesens verkündigt wird, oder dort, wo Gott und Mensch miteinander vermischt werden, ohne daß letzterem „vor seiner Gottähnlichkeit bange" wird.

Was zweitens die Kategorie der „Dämonie", d. h. der Verzerrung, Verfratzung und Zerstörung anlangt, so kann sie ebensowohl die religiösen „Urphänomene" wie ihre seelischen „Ausdrucksweisen" betreffen. Und gerade dieses scheint mir im Fall des Semnonenkults vorzuliegen, der die dämonische Verzerrung und Verfratzung dessen bedeutet, was später Schleiermacher das „schlechthinige Abhängigkeitsgefühl" genannt hat.

Jetzt kann ich endlich auf eine letzte kritische Bemerkung Hauers Antwort geben. Ich behauptete nämlich (Rasse, Religion, Ethos, S. 80): „Am Ende des Schicksalsglaubens stehen dumpfe Resignation, lähmender Fatalismus, aushöhlender Nihilismus." Hauer fordert mich auf (S. 397 f.), ihm „aus der Gesamtgeschichte des nordisch-germanischen und der griechischen Religion, in denen ja, wie bekannt, der Schicksalsglaube eine bedeutende Rolle spielt, Beweise für diese Behauptung zu erbringen". Einige Zeilen weiter begründe ich meine Be-

hauptung. Freilich wird er einwenden: Das seien „Zeiten religiösen Niedergangs". So verweise ich auf das, was W. Baetke (S. 63 ff.) über gewisse Seiten des Schicksalsglaubens ausführt:

Das Schicksal, das im Heldenliede waltet, ist Unheil im tiefsten und letzten Sinne des Wortes, ohne Erhebung und ohne Versöhnung... Ueberall furchtbarstes unheilvolles Geschehen, dunkles Leid, für das am Ende kein Trost gereicht wird.

Wieviel unbekannte Schicksalsgläubige mögen innerlichst zerbrochen sein, von denen keine „Saga" kündet. Was ich mit jenem von Hauer bemängelten „Ende" letzten Endes meinte, ist der Umstand, daß kraft innerer Dialektik jeder Schicksalsglaube beständig auf der Kippe steht und die Wahnsinnszüge des Dämons gewinnen kann.

Hamburg Kurt Leese

Geist und Herz bei Schiller

„Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen..."

Die bittere Wahrheit dieses seines Spruches hat Schiller an sich selbst erfahren. Schon zu seinen Lebzeiten warfen ihm die Romantiker durch Friedrich Schlegels Mund Mangel an wahrer Empfindung vor. Nach Schillers Tode setzte das „Junge Deutschland" diese Fehde fort, Ludwig Börne übte am „Wilhelm Tell" verständnislos Kritik und machte 1830 in einer Besprechung des „Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe" beiden Dichtern den Vorwurf: „Sie bedienen sich, am meisten aber Schiller, einer zahllosen Menge von Fremdwörtern, und das ganz ohne Not, wo das deutsche Wort viel näher lag. Und solche Männer, die in ihren Werken so reines Deutsch schreiben! Ist das nicht ein Beweis, daß ihnen Leben und Kunst getrennt war, daß ihr Geist weit von ihrem Herzen lag?" — Ganz im Sinn des damaligen „Jungen Deutschlands" gedacht! Das Programm der Gutzkow, Laube u. A. wollte ja das Leben mit der Kunst, die Kunst mit der Wirklichkeit, die Wahrheit mit der Schönheit, die Freiheit mit dem Gemeinwohl versöhnt wissen. Aber waren das nicht zum Teil schon Absichten Schillers gewesen?

Das Volk erkannte den wahren Wert seines Nationaldichters besser. Politisch noch ungeeint, fand es sich — zum ersten Male in seiner Geschichte — im Jubiläumsjahre 1859 geistig zusammen im gemeinsamen Bekenntnis zu Schiller. Diese Verehrung wurde vom zweiten Deutschen Reich übernommen, mußte aber immer mit dem praktischen Materialismus kämpfen. Unter den neuzeitlichen Schiller-Biographen wohl der einfühlendste ist der nun schon verstorbene Karl Berger. Ihm verdanken wir auch das heute so zeitgemäße Werk „Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken".[1]) Berger zeigt uns hier, daß Schiller diese Entwicklung vom Weltbürger zum Deutschen uns vorgelebt hat, und findet in diesem Zusammenhange die packendsten, überzeugendsten Worte zur Würdigung unseres Dichters:

Seine Ideale sind ihm zum innerlichen Erlebnis geworden, ihren praktischen Wert hat er selbst im siegreichen Kampf mit seinem geschwächten, dem Tode verfallenen Körper erprobt. Getreu seiner Lehre[2]) hat er sich zuerst selbst vollendet, ehe er Vollendetes zu schaffen unternahm. Veredlung, Läuterung, Vervollkommnung der dichterischen Persönlichkeit — diese Aufgabe steht seit Anfang seiner dreißiger Jahre im Mittelpunkt seines Lebensplans und seiner ästhetischen Forderungen. So lebt er seine Idee der persönlichen Kultur, ehe er sie wissenschaftlich begründet und als Heilsbotschaft den Menschen verkündet. Er verwirklicht an sich, was er zu lehren unternimmt, er stellt sich mit seiner ganzen Kraft in den Dienst seiner großen Gedanken...

Also war kein Zwiespalt zwischen Leben und Kunst bei Schiller vorhanden. Beide waren aufs engste miteinander verbunden. Verbunden durch das Band des inneren Erlebnisses, durch den gemeinsamen Geist der Wahrheit und durch das gleiche Gefühl für — meist seelische — Schönheit. Im Leben ein Kind seiner Zeit, mit der nach Goethes Ausspruch ja „selbst die größten Geister durch irgendeine Schwachheit zusammenhängen", berechnete der Dichter seine Kunst auf alle künftige Zeit und befolgte in ihr seinen Grundsatz: „Der Künstler muß, um seinem Werke Ewigkeitsgehalt zu geben, vom Ich und vom Augenblick absehen und sein Werk unterm Ewigkeitsgesichtspunkt wie ein fremdes bilden."

In berechtigter Auflehnung gegen seine eigne „geist- und herzlose Erziehung" trachtete Schiller schon früh danach, Geist und Herz gleichzeitig bei sich zu entwickeln. (Brief an Karoline v. Wolzogen vom 25. August 1789.) Die letzte Mahnung des alten Moor an seinen Sohn Karl lautet darum auch: „Deine Weisheit sei die Weisheit der grauen Haare, aber dein Herz — dein Herz sei das Herz der unschuldigen Kindheit!" („Räuber", V, 2.) Und in der zweiten Vorrede zu den „Räubern" beneidet der Dichter denjenigen nicht, „der es einmal so weit gebracht hat, seinen Verstand auf Unkosten seines Herzens zu verfeinern." Darum will er auch in der „Ankündigung zur Rheinischen Thalia" „mehr sein als seine Werke" und „ein Band der Freundschaft zwischen sich und dem Publikum knüpfen". Er will sich „durch kein feiges Vorurteil" seinen Glauben daran zerstören lassen, daß:

die Wahrheit ist vorhanden für den Weisen,
die Schönheit für ein fühlend Herz. Sie beide
gehören für einander. (Don Carlos IV, 21.)

Ach, hier ist nichts verdammlich,
nichts, nichts, als meine rasende Verblendung,
bis diesen Tag nicht eingesehn zu haben,
daß du — so groß wie zärtlich bist. (Ebd. V, 1.)

Wie hier der Infant von Spanien an Marquis Posa erst zweifelte, so taten und tun dies noch Viele an Posas Urbild, an Schiller.

Um jene Zeit (1786) schreibt er in den „Philosophischen Briefen": „Ein erleuchteter Verstand veredelt auch die Gesinnungen — der Kopf muß das Herz bilden." (Vorerinnerung, Abs. 1.) Und: „Lasset uns helle denken, so werden wir feurig lieben!" (Ebenda, im Abschnitt „Gott".) Als Leitspruch für seine „Briefe über ästhetische Erziehung" (1795) übernimmt er Rousseaus Grundsatz: „Si c'est la raison qui fait l'homme, c'est le sentiment qui le conduit" (Nouvelle Héloise, III, 7), zu deutsch: Die Vernunft macht den Menschen aus, aber es leitet ihn das Gefühl. In eben diesen Briefen beklagt er die Einseitigkeit des Zeitcharakters, infolge deren z. B. „der abstrakte Denker gar oft ein kaltes Herz hat, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren". (6. Brief.) Nach ihm ist „das wahre Kunstgenie immer daran zu erkennen, daß es bei dem glühendsten Gefühl für das Ganze Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält und, um der Vervollkommnung keinen Abbruch zu tun, lieber den Genuß der Vollendung aufopfert", daß es „die üppige Phantasie der Disziplin des Geschmackes unterwirft und den nüchternen Verstand die Ufer ausmessen läßt, zwischen welchen der Strom der Begeisterung brausen soll". (Ueber die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen.) Er bezeichnet die Dichtkunst als „beinahe die einzige Kunst, die Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt". (Ueber Bürgers Gedichte, 1. Absatz.) Er sucht die „schöne Individualität" bei dem Menschen, dem die Vernunft (d. h. die Stimme des Ganzen) immer im Herzen (d. h. im eignen Selbst) innewohnt (Votivtafeln: „Schöne Individualität"). Und lächelt über die Verstandesveranlagung eines Gelehrten, der „sehr glücklich ist, daß er nur aus Absicht und gar nur aus vernünftiger Absicht empfindet". (Ueber naive und sentimentalische Dichtung, Abschnitt Elegische Dichtung, Anm.)

1934 hat man mit Recht die Aufführung des „Wallenstein" als besonders zeitgemäß begrüßt. Da wird es interessieren, was Schiller an Goethe unterm 28. November 1796 über seine Arbeit am „Wallenstein" schreibt:

Ich habe nie eine solche Kälte für meinen Gegenstand mit einer solchen Wärme für die Arbeit in mir vereinigt. Den Hauptcharakter sowie die meisten Nebencharaktere traktiere ich wirklich bis jetzt mit der reinen Liebe des Künstlers; bloß für den nächsten nach dem Hauptcharakter, den jungen Piccolomini, bin ich durch

[1]) 1917. Das nachfolgende Zitat findet sich S. 216.
[2]) „Der Dichter kann uns nichts geben als seine Individualität, darum muß diese es wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden." (Ueber Bürgers Gedichte.)

meine eigene Zuneigung interessiert, wobei das Ganze übrigens eher gewinnen als verlieren soll.

Wallensteins tragische Verblendung läßt Schiller bekanntlich darin bestehen, daß dieser „Herz gesucht bei dem Gedankenlosen". (Wallensteins Tod III, 7.) Schiller selbst war übrigens in der Wahl seiner vertrauten Freunde — nach der ersten Enttäuschung seiner Jugendjahre — vorsichtiger, doch folgte auch er wie seine Thekla und sein Gordon „dem Zug des Herzens" als „des Schicksals Stimme" (Picc. III, 8) oder als „der Stimme Gottes", denn „Menschenwerk ist aller Klugheit künstliche Berechnung" (Wallensteins Tod IV, 8). Auch die Wahrheit sucht er im Herzen; nicht im Leben, wie sein großer Freund Goethe dies tat:

Wahrheit suchen wir beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.
(Votivtafeln: Die Uebereinstimmung.)

Im Brief an Körner vom 15. April 1786 sucht unser Dichter sich über seine Doppelnatur klar zu werden und vergleicht sich dabei seinem schwäbischen Landsmann Thomas Abbt aus Ulm (1738—1766), dem Verfasser der Schriften „Vom Tod fürs Vaterland" (1761) und „Vom Verdienst" (1765):

Wenn ich mich selbst kenne und über mich urteilen kann, so wäre unter allen Köpfen, die mir in der weitläufigen schriftstellerischen Welt sind bekannt geworden, Abbt just derjenige, zu dem ich einige Verwandtschaft fühle. Eine solche Mischung von Spekulation und Feuer, Phantasie und Ingenium, Kälte und Wärme meine ich zuweilen an mir zu beobachten. Uebrigens auch diese Dunkelheit, diese Anarchie der Ideen — welche, wie ich fast glaube, durch eine Zusammengerinnung der Ideen und des Gefühls, durch eine Ueberstürzung der Gedanken erzeugt wird, und die du selbst schon bei mir gefunden hast — auch diese finde ich bei Abbt, nur daß er sich mehr dem scharfsinnigen Philosophen, ich hingegen mich dem Dichter, dem sinnlichen Schwärmer mehr nähere.

Hierzu eine Bemerkung. Den Vorsprung Abbts als Philosoph überholte der ewig strebende Schiller schon bald danach. Er wird dadurch der einzigartige Dichter und Denker zugleich, unter einem Volk, das vielleicht hauptsächlich durch ihn den Ehrentitel eines Volkes der Dichter und Denker in der Welt errang.[3]) Seien wir dieses Erbteils würdig, damit es nicht von uns genommen werde!

Das letzte, alles umschließende Selbstzeugnis dieser Art schrieb er acht Tage vor der Trauung mit seiner Lotte an deren Schwester Karoline v. Wolzogen, geb. v. Lengefeld, die er bis dahin vielleicht mit gleicher Liebe verehrt hatte; er legt in diesem wichtigen Zeitpunkt Rechenschaft ab über sein Menschen- und Dichtertum:

Die höchste Fülle des künstlerischen Genusses mit dem gegenwärtigsten Genusse des Herzens zu verbinden, war immer das höchste Ideal, das ich vom Leben hatte, und beide zu vereinigen ist mir auch das unfehlbarste Mittel, jeden zu seiner höchsten Blüte zu bringen.

Die seltene, ja vielleicht einzigartige Vereinigung solch widerstrebender Elemente ist nun das Geheimnis der Wirkung von Schillers Kunst. Darum gesellt sich Schiller „als ein fröhlicher Wanderer zu allen Geschlechtern und Zeiten". Jede Zeit kann ihn neu erleben, ihn sich eingliedern, sich zurechnen, seine Ideen weiterentwickeln; dieses Weiterwirken seiner Ideen in ewiger Wandlung und Befruchtung ist auch die Unsterblichkeit, die Schiller ersehnte. Denn wie stand es eigentlich mit seiner Jenseitshoffnung? Im Grunde nie anders, als der Eintrag des etwa Dreißigjährigen in die Bibel seiner Schwiegermutter besagt:

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen, —
Aber wir begegnen uns gewiß.

Der Nachwelt aber widmete er als Vermächtnis die „Votivtafeln", die er als frommer Priester seiner Kunst also einleitet:

Was der Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben geholfen,
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligtum auf.

Eine dieser Votivtafeln betitelt sich „Schöne Individualität". Schiller selbst hat eine solche seinen Zeitgenossen vorgelebt. Darf heute, wo das Zeitalter des Individualismus als abgetan gilt, Schillers Vorbild und Lehre solcher schönen Individualität noch Geltung haben? Auf jeden Fall sei seine Mahnung in Erinnerung gebracht; sie wird Manchem zu denken geben:

Einig sollst du zwar sein, doch Eines nicht mit dem Ganzen.
Durch die Vernunft bist du Eins, einig mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen ist deine Vernunft, dein Herz bist du selber:
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt!

Gießen Paul Albrecht

Bringt Saturn Unheil?

Wer ein Zimmer bewohnt, dessen Fenster den Blick auf den südlichen Himmel freigibt, der sah in diesen Sommermonaten beim ersten Abenddämmern nicht sehr hoch über dem Horizont einen einzelnen Stern aufblinken, der sich durch dies frühe Hervortreten als Planet kennzeichnete. Saturn war es, der auch im Oktober und November noch in der ersten Nachthälfte von Südwesten her schimmert; Saturn,

„der über allem, was das Licht scheut, waltet" (Schiller);

der unheilvolle Stern, dem die Astrologen die Bezeichnung „das große Unglück am Himmel" beilegten. Als Gaben, die er dem Neugeborenen in die Wiege legt, werden in den astrologischen Büchern genannt: „Armut, ein langes, dornengekröntes Leben, Mißerfolge, Schwermut, Gefangenschaft, Streit, Sturz, Krankheiten aller Art und dergleichen Böses mehr." Ein Horoskop, das den Saturn als in der Geburtsstunde „herrschend" (d. h. in besonders bevorzugter Stellung!) angeben mußte, war daher oft von unheilvollem Einfluß auf das Gemüt des Astrologiegläubigen; die schlimmen Deutungen lähmten seine Kräfte und konnten sich eben dadurch in vielem bewahrheiten. Noch kürzlich rief einer dieser Verblendeten mit voller Ueberzeugung aus: „Ich bin ja ein Saturnskind! Auch meine Familie reiße ich mit ins Unglück ... Man sieht ja, ich habe überall Mißerfolge!" Nicht oft genug wird leider erkannt, daß ein Horoskop die Schuld trug an einem gescheiterten Dasein; so ist z. B. der berühmte „Professor" Roxroy, der „König der Astrologen", aus England ausgewiesen worden, weil ihm nachweislich die Schuld an dem Tode eines Menschen zugeschrieben werden konnte. Er lebt seitdem in dem gastfreien Holland, wo er im Haag ein einträgliches Geschäft mit teuren Horoskopen und farbigen Horoskopsteinen betreibt: die Preise sind für ein Horoskop „von 25 Mark an", für einen Stein „von 3 Mark an". Uebrigens hat die Justizpressestelle Frankfurt a. M. gerade vor diesem Schädling ausdrücklich gewarnt. Vor etwa fünf Jahren bezog eine meiner Bekannten von ihm ein solches kostbares Horoskop; die 25 Mark erschienen ihr wenig gegenüber der gründlichen Aufbesserung der damaligen finanziellen Lage ihrer Familie, die sie durch genaues Befolgen der wertvollen Weisungen dieses Schriftstücks bestimmt zu erreichen hoffte. Inzwischen ist ihr Mann aus dem Leben geschieden (man sagt: freiwillig!); sie selbst versucht immer neue Verdienstmöglichkeiten zu entdecken, während ihre beiden Kinder sich mit Hilfe fremder Menschen mühsam einen eigenen Weg ins

[3]) Daß die Deutschen diese Bezeichnung im Auslande besonders der überragenden Persönlichkeit Schillers zu danken haben, zeigt die Herkunft des Wortes. Edward Bulwer, der auch sonst der deutschen Literatur eingehendes Interesse entgegenbrachte, war ein großer Schiller-Verehrer und eifriger Werber. Seine Uebersetzung der „Gedichte und Balladen Schillers" (zuerst in Blackwoods Magazine erschienen, dann 1844 gesammelt, auch bei Tauchnitz) und seine Lebensbeschreibung des Dichters (ebenfalls bei Tauchnitz) legen davon ebenso Zeugnis ab wie mehrere spiritistische, von Schillers „Geisterseher" beeinflußte Romane seiner Feder. Zum Dank für die begeisterte Aufnahme, die seine vielfach übersetzten Romane in Deutschland fanden, verfaßte er das phantastisch-märchenhafte Werk „Die Rheinpilger" (1834) und widmete seinen Bildungsroman „Ernst Maltravers" (1837) den Deutschen als einem „Volke der Dichter und Denker". — Im gleichen Jahre ließ sich Richard Wagner durch Bulwers Roman „Rienzi" zu seiner großen gleichnamigen Oper begeistern. Wir brauchten uns also wahrlich der Bezeichnung „Volk der Dichter und Denker" — auch um ihrer Herkunft willen — nicht zu schämen, sondern sollten das Vätererbe erwerben, um es zu besitzen!

Leben suchen. Auch in diesem Horoskop soll Saturn die Mißerfolge verschuldet haben!

Als das wirksamste Heilmittel für die vielen von solchem unheilvollen Wahn Besessenen erweist sich eine gründliche Aufklärung über das wirkliche Wesen des Saturn! Zwar ist seit kurzem durch polizeiliches Verbot der Skandal des öffentlichen Horoskopbetriebs beseitigt; aber es erscheint dringend nötig, auch die innere Einsicht in die Gründe dieses Verbots zu fördern, indem die Torheit und Gefährlichkeit des astrologischen Aberglaubens klar vor Augen gestellt werden.

Zunächst wird es interessieren, nachzuforschen, wie Saturn zu seinem schlechten Leumund gekommen ist — als ein Beispiel für viele ähnliche Deutungsprobleme der Astrologie. Jedem Nachdenkenden fällt natürlich sofort auf, daß schon die Namen der Sterne auf mythologische Vorstellungen der alten Kulturvölker zurückgehen. Wer war Saturn im Götterglauben des Altertums? Kronos-Saturn war der uralte Gott der Zeit, der auf alten Darstellungen als finster blickender Greis erscheint; der Gott, „der seine eigenen Kinder verschlingt", der Unerbittliche, Grausame, das Fatum selbst! Und warum gerade diesem Planeten den schicksalschweren Namen? Er war unter den damals bekannten, weil nur mit bloßen Augen sichtbaren fünf Planeten Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn der entfernteste, der seinen weiten Kreis um die Sonne unglaublich langsam abschritt: mehr als zwei Jahre weilte er in jedem der zwölf „Sternbilder" des Tierkreises; erst in 29½ Jahren vollendet er seinen Kreislauf. Dieser müde, schleichende Gang stempelte ihn in der kindlichen Vorstellung jener Frühzeit, der ja perspektivische Abmessungen noch fehlten, zum Greise. Im Mittelalter machte eine groteske Phantasie ihn aus demselben Grunde zum Krüppel. In der alten Mythologie wurde dieser Zeitgott entthront von Sol, dem sieghaften gütigen Sonnengott, gegen den er seitdem bittere Feindschaft hegt. Daher wertet die astrologische Deutung vor allem die „Oppositionsstellung" des Saturn zur Sonne als besonders kritisch, denn der Tag dieser Stellung bedeutet die stete Erneuerung des alten Kampfes um die Macht zwischen Kronos-Saturn und der Sonne. Beide kreuzen in der Gegenüberstellung die Klingen ihrer Strahlen, und die arme Erde liegt zitternd im Mittelpunkt ihres Kampfgebiets! Im Jahr 1934 war der 18. August der verhängnisvolle Tag; die zahlreichen astrologischen Kalender weisen an diesem Datum sicher sämtlich düstere Prognosen auf!

Man könnte darüber lächeln, wenn dieser Wahn nicht so verhängnisvolle Folgen hätte! Abgesehen davon, daß ein „Saturnskind" alle eigenen Anstrengungen für zwecklos hält und eine trübe fatalistische Weltanschauung alle seine Vorstellungen zu beherrschen anfängt, verbaut auch dies ganze falsche Weltbild mit seinen Fiktionen den Weg zu den wundervollen Erkenntnissen, die uns die neuere und neueste Sternforschung schenken kann; und gerade auch Saturn gibt uns, wissenschaftlich geschaut, einen Reichtum von Durchblicken in die großen Zusammenhänge des Weltgeschehens! Ist er doch der Stern mit den Ringen, in denen der Forscher die Schlüssel zu manchem Geheimnis der auf- und abbauenden Kräfte zu finden glaubt! Schon als Symbol des Ringes der Ewigkeit, des „Rings der Ringe", können diese vier ineinandergeschobenen Ringe eine Ahnung von religiösem Wert hervorrufen; aber dies Ringsystem ist mehr als ein Symbol: es ist ein Einzelfall von universeller Bedeutung — das Gesetz, unter dessen Zwang es sich formte, hat weltallweite Geltung! Die Ringform und die Kugelform sind das Ergebnis der Schwerkraftwirkung. Sie schuf auch den weitgedehnten Staubring um die Sonne, der sich uns im „Tierkreislicht" verrät; sie zog die Ringnebel in der Milchstraße zusammen; sie umschloß mit hellen Nebelmassen die Sonnen des Siebengestirns; sie formte selbst die ganze Milchstraße mit ihren 30 Milliarden Sonnen zu dem ungeheuren Rad, als das sie sich der Forschung zu erkennen gab! Auch offenbart sich in allen diesen gleichen und ähnlichen Formen, die uns die einheitliche Linie des Weltenaufbaus ahnen lassen, ein gleiches Gesetz der Bewegung. Es ist sicher, daß die Ringe des Saturn nicht etwa als festgefügt und stillstehend gedacht werden können, sondern sie müssen aus Einzelteilen bestehen, die in ihrer Gesamtheit sich in eine kreisende Bewegung eingeordnet haben. Der innere „Schleier"- oder „Kreppring" verrät sich als aus leichten Staubmassen zusammengesetzt; die drei anderen bestehen aus größeren Brocken: man hält sie für die Trümmerstücke zersprungener Monde, die bei ihrem Umlauf um den großen Mittelkörper des Saturn in dessen Gefahrenzone gerieten, so daß seine mit der Nähe zunehmende Anziehungskraft sie zerriß, der Schwung ihrer früheren Umlaufsbewegung aber noch die Trümmer in diese Kreisbahn zwang. Ein Blick auf die immer noch große Schar der zehn Monde, die in stets weiteren Abständen den Saturn umkreisen, macht diese Annahme durchaus anschaulich. Welch ein Durchblick abermals auf ähnliche Systeme: auch um Jupiter kreisen neun Monde, um Uranus vier, um Mars zwei und — um die Erde einer! Und alle diese Systeme erscheinen wiederum wie kleine Modelle des großen Sonnensystems mit den neun um die Sonne kreisenden Planeten! Kommen nicht auch wir dabei zu der Vision, die den Dichter ergriff:

„Um Erden wandeln Monde, Erden um Sonnen —
aller Sonnen Heere wandeln um eine große Sonne!" —

Zu noch einer rätselhaften Erscheinung liefern die Ringe des Saturn den Schlüssel! Es gibt in unserm Sonnensystem eine seltsame Schar kleiner und kleinster Sterne: die Planetoiden oder Asteroiden, die in dem Raume zwischen Mars und Jupiter in einem breiten Ring ihre Bahnen um die Sonne ziehen, gesetzmäßig geordnet wie ihre großen Geschwister; man zählt ihrer jetzt schon über 1400; ihre allmähliche Entdeckung und die Berechnung ihrer Bahnen um die Sonne machte den Forschern viel Mühe und Arbeit. Keines dieser Sternchen ist mit bloßem Auge zu erspähen, und selbst das Fernrohr hätte hier wenig Erfolg gehabt, wenn nicht die photographische Platte ihr Dasein verriete. Sie kreisen in der Raumgegend, in der man einen der großen Planeten vermuten konnte nach der Art ihrer Anordnung. Erzählen sie wohl von einer fern zurückliegenden Katastrophe, der dieser Planet einst zum Opfer fiel? Oder sind sie übriggebliebenes „Baumaterial" aus der Schöpfungszeit unseres Sonnensystems? Auch hier deutet alles auf Aufbau oder Abbau, Anfang oder Ende der Erscheinungsformen im Ring der Ringe: dem ewigen gesetzmäßig geordneten Wechsel.

Solche ahnenden Durchblicke in Schöpfungszusammenhänge, solche Versuche, „den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal zu denken", sind wahrlich höher zu werten als die auf alten mythologischen Sagen aufgebauten Deutungsversuche über „Sterneinflüsse", die zu unserer christlichen Weltanschauung in schärfstem Widerspruch stehen! Denn wie ist z. B. das „in den Sternen geschriebene Schicksal" eines Menschen und sein Fatalismus mit dem Glauben an die Freiheit des Entschließens zu vereinbaren? Und wie ist das Walten der vielen alten Sterngötter in Uebereinstimmung zu bringen mit der Allwirksamkeit des einen Schöpfers und Gesetzgebers? Es ist eine der erstaunlichsten Seltsamkeiten geschichtlicher Anpassungen auch auf geistigem Gebiet, daß im frühen Mittelalter trotz heftiger Widerstände die christliche Kirche selbst in ihren hohen Vertretern, Päpsten und Bischöfen, sich zu Kompromissen bereitfinden ließ. Dies ist zugleich ein Beweis dafür, wie stark die Verwurzelung der astrologischen Gedankengänge in der Vorstellung der Völker war. Henseling bezeichnet aus diesem Grunde die Astrologie als den „Schlüssel zur Geistesgeschichte der Menschheit" — ein Urteil, das ihre allgemeine und völkerverbindende Bedeutung hervorheben will.

Es ist ein besonderes Verdienst mancher Geschichtskritiker, daß sie die tatsächlichen großen Gegensätze zwischen dem alten polytheistischen Sternglauben und dem Christentum klarstellen, wie es z. B. noch kürzlich Professor Gundel aus Gießen in seinem Vortrag: „Die Astrologie als undeutsch, unchristlich und unwissenschaftlich" dartat. Das Bestreben der modernen Astrologen ging natürlich dahin, diese Gegensätze mit sophistischen Klügeleien zu verwischen; Sprüche wie: „Die Sterne beherrschen das Schicksal, Gott aber regiert die Sterne!" zeigen die ganze Oberflächlichkeit solcher Beweisführung ... be-

sonders, wenn dieser alte Spruch umgeändert wurde in: „... der Weise aber regiert die Sterne"! (In dem „Praktischen Lehrbuch der Sterndeutekunst" von Gotthelff.)

Aber erst die in unerhört schnellem Siegesfluge emporddringende sternkundliche Forschung zeigte den ganzen traurigen und verhängnisvollen Irrtum dieses völkerverwirrenden Sternglaubens. Seitdem in den Abendstunden des 7. Januar 1610 ein Menschenauge durch das erste Fernrohr die Geheimnisse des Sternenhimmels erschaute, „starb die Astrologie eines natürlichen und unvermeidlichen Todes" (Sir James Jeans in „Sterne, Welten und Atome"). Das Fernrohr, die Himmelsphotographie, das Spektroskop und die mit Hilfe dieser Wunderinstrumente aufgestellten Berechnungen zeigen uns nun unsern Saturn als fernen, dunklen, erkalteten und kleinen Weltkörper; so fern, daß er bei seiner größten Annäherung an die Erde immer noch 1300 Millionen Kilometer entfernt ist; so dunkel wie die Erde, ja, viel dunkler, denn der Sonnenschein, in dem seine Tagseite uns sichtbar wird, beträgt auf die Quadrateinheit nur etwa den 90. Teil des Reichtums an Licht, den die Erde genießt; so kalt, wie er bei der großen Entfernung von der wärmespendenden Sonne im kalten Weltraum mit seiner „absoluten Nulltemperatur": 273 Grad unter dem Nullpunkt unserer Thermometer, nur gedacht werden kann (abgesehen von der vielleicht noch vorhandenen Bodenwärme!), und so klein, daß erst etwa 1000 Saturnkugeln den Raum der Sonnenkugel füllen könnten. Er ist also ein ganz unbedeutender, „harmloser" Weltkörper — enthüllt uns aber trotzdem tiefe und erhabene Schöpfungsgedanken! Er enthüllt uns Schöpfungsgedanken, bestimmt jedoch in keiner Weise die Geschicke des einzelnen Menschen.

Frankfurt a. M. Auguste Peters

Der Graf und die Brüder

Die Geschichte einer Gemeinschaft. Von Stephan Hirzel. Mit einem Bild Zinzendorfs. Gotha, Leopold Klotz 1934. 359 Seiten. Gebunden 4.80 M.

Als ich an die Lesung dieses Buches heranging, stand ich dank einer irreführenden Anzeige unter dem Wahn, es handle sich um einen „biographischen Roman". Aber der (bisher nicht hervorgetretene) Verfasser will nichts anderes als „Geschichtsschreiber" (S. 37), „Chronist" (S. 38) sein. Und das ist er. Nur nicht mit den Interessen und Allüren des Zunftgelehrten. Er ist ein Erzähler von Gottes Gnaden, nur eben von Dingen, die er mit geschichtlichem Sinn gewissenhaft erkundet hat. Kein Dichter, der mit den Erfindungen seiner Phantasie die Szene füllte und belebte. Aber mächtig der Gabe, anschaulich, lebenswahr, unvergeßlich das wiederzugeben, was er erfahren, geschaut und erlebt hat. Und jene Rede von dem „biographischen Roman" ist so zu verstehen, wie man gern zu sagen pflegt: es liest sich wie ein Roman.

Stephan Hirzel ist offenbar kein Theologe. Das tut gut, denn sonst ließe er einen an der Theologie Zinzendorfs sich die Zähne ausbeißen. Ich glaube nicht, daß er Ritschls „Geschichte des Pietismus", den dritten Band, gelesen hat. Gewisse scharfe Linien, die dort gezogen sind, bleiben unverfolgt. So erfährt man über Zinzendorfs „philadelphische" Lebensabsicht, sein Bemühen um eine überkonfessionelle Liebesgemeinschaft nicht genug. (Der Erzähler strebt auf seinen wesentlichen Gegenstand zu. Der theologisch Interessierte kommt ja anderswo auf seine Rechnung.) Aber Hirzel kennt die Geistes-, Kultur- und Kirchengeschichte jener Zeit. Er ist ihr Liebhaber (das beweist obendrein die als Anhang beigegebene willkommene Geschichtstafel). Und er ist Künstler, dem gelingt, was er angreift. Er hebt Zinzendorf und seine Brüdergemeine uns auf eine Weise ins Bewußtsein, daß wir sie nicht mehr daraus verlieren können.

Ich bin neugierig, was die Herrnhuter dazu sagen werden. Einer von ihnen ist er nicht. Es ist nicht ihr Stil. Keiner von ihnen könnte das so. Aber ich meine, sie müßten damit zufrieden sein. Nebenbei geht es wirklich mehr uns als sie an. Denn auch das ist wahr, was ich las: Dieses Buch „ist in hohem Grade gegenwartsgemäß und Ausdruck eines echten christlichen Lebensgefühls".

Es wird seinen Ort haben in den stillen Stunden dieses Winters, vorgelesen im Familien- und Freundeskreise, weitergegeben von Einem zum Andern. Ein Buch zu ernster Besinnung und getragen von jenem heiligen Humor, der allein in Gottes Raum der wirklichen Menschengeschichte mit ihren Irrungen und Verwirrungen Herr wird. Daneben auch gewürzt von jenem heiteren Humor, der uns lächeln und lachen macht. Sentimentalität bleibt fern — wie wohltuend, diesem Stoff gegenüber! — aber Ergriffenheit ist zur rechten Stunde da. Betrachtungen allgemeiner Art wirken beruhigend und tun unserer Bildung gut. Bedauerliches, Häßliches wird nicht verborgen; des Guten und Großen bleibt genug zum Gegengewicht wie zum Uebergewicht. Bewunderswert ist das Feingefühl, mit dem der Dichter — so habe ich hier unwillkürlich gesagt, besser, mit den Alten zu reden: der Sänger — für das Kapitel, das von dem Aufbruch zur Heidenmission handelt, eine besondere geniale Form findet. So wirkt dieses Kapitel nachhaltig in uns weiter, während wir von dem danach folgenden Abstiege der Gemeinde lesen müssen. Und zuletzt wird Gott Lob alles wieder gut. Wie im Roman, nur daß es keiner ist.

Köstlich sind die vergnügten Kapitelüberschriften, die nach alten Mustern das Ganze noch eigens beleben. Man hätte das nicht nötig, nimmt es aber dankbar hin. Zuweilen läßt der Erzähler sich in der Sprache gehen, wird, daß ich so sage, burschikos; seine Erzählungskunst dürfte das getrost verschmähen. Hierüber will ich ihm aber lieber brieflich Rede stehen; kein Leser wird es ihm sehr verübeln. Kleinigkeiten habe ich zuweilen vermißt. Z. B. S. 146 den Namen „Gemeinelogis" für das Herrnhuter Gasthaus, den ich noch mit eigenen Augen gelesen habe, oder sollte dieser Name zu der Zeit, von welcher das Buch handelt, noch nicht üblich gewesen sein: schwer anzunehmen. Oder wo vom Lose ausführlich die Rede ist, fehlt mir die Mitteilung, daß das Los in der nämlichen Sache nach einiger Zeit wiederholt werden konnte (Schleiermacher!), so daß die Einrichtung sich bei energischem Warten von selbst korrigiert. Genug. Unsere Leser wissen nun einigermaßen, was sie von dem Buche zu erwarten haben. R

Der Kampf um die Seele des russischen Bauern

Neue Schicksalswende in Rußland II.

1. Der Landhunger und Stolypins Agrarreform

Jedem, der vor dem Kriege ins russische Dorf kam, wurde der eine Satz entgegengerufen: wir wollen mehr Land haben. Land! Land! hallte es durch ganz Rußland. Das Land wollten die Bauern dem benachbarten Gutsbesitzer wegnehmen. Sie dachten stets noch an die alten patriarchalischen Verhältnisse und meinten, daß ihr Anteil sich mit ihrer Zahl vergrößern müßte. Jetzt aber hatte ja der Gutsbesitzer mit ihnen nichts mehr zu tun und weigerte sich, Land abzugeben. Der Bauer hat sich das Land dann später in der Revolution selbst geholt und den Gutsbesitzer erschlagen. Er übersah aber, daß ihm dies wenig helfen konnte; war doch der allergrößte Teil des Bodens bereits in bäuerlichen Händen. Auch mußte wenige Jahre nach der Wegnahme der alte Landhunger wieder auftreten. Den einzig möglichen und richtigen Weg beschritt der Minister Stolypin (der später durch einen Revolutionär ermordet wurde). Durch das 1910 vom Zaren Nikolaus II. unterschriebene Gesetz wurde angestrebt, was längst hätte gemacht werden müssen: die Loslösung des Bauern aus dem Verbande der Gemeinde und die Ueberführung des Landes aus dem Gemeindebesitz in den Privatbesitz des einzelnen Bauern, d. h. also die Schaffung eines bodensässigen Bauernstandes. Gesetzliche Vorschriften ermöglichten es jedem Bauern, durch eine persönliche Willensäußerung aus dem Verbande seiner Großfamilie und der Gemeinde auszutreten, wobei die Verbände verpflichtet waren, ihm seinen Anteil an Inventar, Geld und Boden zu dauerndem erblichem Besitz zu übergeben. Zur praktischen Durchführung benötigte dies Gesetz natürlich viele Jahre, insbesondere, weil die Bauernschaft, die wie überall so auch hier, äußerst traditionsgebunden war, sich ihr zunächst stark entgegenstemmte. Immerhin kann man feststellen, daß das Gesetz einem starken Bedürfnis entsprach, sonst wären nicht bis 1915 in ganz Rußland bereits etwa 22% der Landwirte aus den Gemeindeverbänden ausgeschieden. Im Südwesten Rußlands erreichte diese Zahl sogar 48%. (Nach „Die Mir-Verfassung" von H. H. v. Loesch.) Von besonderer Bedeutung wurde diese Reform gerade für den ärmeren Teil der bäuerlichen Bevölkerung, der nunmehr durch Abwanderung aus dem Dorfe seine wirtschaftliche Lage verbessern konnte. Auch der reiche Bauer gewann viel durch die Reform, während

die große Masse der mittelgut gestellten Landwirte dem neuen Wege zunächst abhold war. Die ganze Reform gab der russischen Volkswirtschaft einen bedeutenden Impuls und verwandelte das Rußland vor dem Kriege in ein wirtschaftlich aufsteigendes Land. Durch den für Rußland völlig unsinnigen Eintritt in den Weltkrieg wurde diese gesunde Entwicklung unterbrochen. Es liegt eine tiefe Tragik darin, daß der russische Zarismus, der einst das Land auf dem Wege Peters des Großen aus der asiatischen Unkultur zur Höhe europäischer Zivilisation zu führen unternommen hatte, gerade dann scheiterte, als er sich anschickte, seine historische Schuld wiedergutzumachen, nämlich den Bauern aus seinen Fesseln zu befreien.

2. Krieg und Revolution

Schon zu Beginn war der Krieg dem russischen Bauern absolut unverständlich, ein Krieg gegen ein Volk, mit dem er nie ernstliche Differenzen gehabt hatte, ja mit dem er zumeist noch nie in engere Berührung gekommen war. Er sah nur, daß man ihn von der Scholle und von seiner heimatlichen Arbeit riß und auf dem Schlachtfelde von einem Mißerfolg zum anderen führte. Bald vermischte sich der alte Schrei nach Land mit dem neuen nach Frieden. Endlich war die Geduld zu Ende, und der durch Jahrhunderte aufgespeicherte Zorn brach hervor. Der Bauer rechnete mit allen seinen Feinden auf das furchtbarste ab. Offiziere, Beamte und Polizisten wurden in Massen erschossen. Am schlimmsten erging es aber den Gutsbesitzern. Das ganze Land wurde von den Bauern mit Gewalt enteignet und neu verteilt. In den Jahren nach der Revolution geht über Rußland eine Welle neuer Umteilungen. Der Bauer kehrt überall zu dem ursprünglichen System der Gemeindeverfassung, des Mir, zurück. Auch jene Bauern, die sich auf Grund der Stolypinschen Agrarreform selbständig gemacht hatten, werden als Verräter des Bauernstandes betrachtet und wie die Gutsbesitzer behandelt; sie werden enteignet und vertrieben oder erschlagen.

Diesen allgemeinen Zusammenbruch benutzten die Bolschewiken, um, gestützt auf die Arbeiter- und Soldatenräte, die Macht zu ergreifen. Sie versprachen dem Bauern die Erfüllung seiner Wünsche: Frieden und Land; sie sagten ihm nicht, daß ihre wirklichen Absichten dem Willen des Bauern gerade entgegenliefen und daß sie ihm späterhin das Land wieder wegnehmen würden. Zunächst mußten die Bolschewiken eine bestehende Tatsache sanktionieren. Sie versuchten zwar das Land zu verstaatlichen und den Einzelhandel auch für landwirtschaftliche Artikel zu verbieten, wurden aber durch die eintretende große Hungersnot gezwungen, zunächst ihre theoretischen Forderungen der Wirklichkeit gegenüber zurückzustellen. Durch die Einführung des sogenannten NEP (Neue ökonomische Politik, vgl. CW 1933, Sp. 645 f.), durch Lenin wurde Rußland vor dem völligen Hungertode bewahrt. Der Landbesitz wurde den Bauern überlassen, und der Kleinhandel mit Nahrungsmitteln genehmigt.

Für unsere Betrachtung hier ist es besonders wichtig, daß trotz aller Umwälzungen in alter und neuer Zeit der russische Bauer bis zum Abschluß der NEP-Periode, also bis etwa zum Jahre 1928, in den alten, herkömmlichen Formen der Großfamilie und der Gemeindeverfassung lebte. Dadurch erklärt es sich, daß nach den schlimmen Jahren des Umbruchs und der Hungersnot in der Zeit des Bestehens der NEP in der russischen Volkswirtschaft eine gewisse Erholung eingetreten war, bis die bolschewistische Regierung ihren großen Angriff gegen den russischen Bauern eröffnete.

3. Der Kampf gegen den Bauern

Das Bestehen der Gemeindeverfassung und überhaupt das Vorhandensein eines Bauernstandes liegt nicht im Sinne der bolschewistischen Theorie. Der Bolschewismus will nur Proletarier haben, da er in jedem Besitzenden seinen natürlichen Feind wittert. Der Angriff Stalins gegen das Mir-System erfolgte mit gerade entgegengesetzter Zielrichtung wie früher der der oben beschriebenen Agrarreform Stolypins.

Während Stolypins Ziel die Schaffung eines wahren, fest eingesessenen Bauernstandes war, haben es die Bolschewiken unternommen, den Bauern völlig von seiner Scholle zu lösen. Zu diesem Zweck beschloß die bolschewistische Partei, die gesamte bäuerliche Wirtschaft in Staatsbesitz zu überführen. Dieses Ziel sollte in zwei Schritten erreicht werden: zunächst wurde der Zusammenschluß der einzelnen bäuerlichen Wirtschaften zu großen kollektiven Betrieben als Aufgabe gestellt, und späterhin sollen diese Betriebe in Staatsgüter umgewandelt werden.

Die praktische Durchführung der erlassenen Verordnungen hatte zunächst ein erstaunliches Ergebnis. Man hätte erwarten müssen, daß sich die Bauern, wie auch bei früheren Reformen, mit aller Macht dagegen sträuben würden, eine neue Wirtschaftsform anzunehmen. In den Kollektivwirtschaften haben die Großfamilien der Bauern nur noch die Funktionen von Kollektivmitgliedern, d. h. daß das Kollektiv nunmehr einen Wirtschaftskörper bildet. Das Land, das theoretisch dem Staate gehört, wird vom Kollektiv in einer großen gemeinsamen Wirtschaft verwaltet. Jedes Mitglied hat als Arbeiter unter Leitung eines Ingenieurs den Acker zu bestellen, hat aber nach Abschluß der Wirtschaftsperiode und nach Ablieferung des vom Staate verlangten Getreides das Recht auf einen entsprechenden Anteil am Gesamtertrage. Da man einen starken Widerstand des Bauern erwartete, wurden alle Macht- und Lockmittel der bolschewistischen Herrschaft eingesetzt, um ihn zu bewegen, in die Kollektivwirtschaften einzutreten. Es kam aber anders. Mit einer selbst für die Urheber des Planes beängstigenden Geschwindigkeit traten die Bauern überall in die neugebildeten Kollektivwirtschaften über.

Die Gründe zu diesem unerwarteten Erfolg waren verschieden. Die wirtschaftliche Lage der Bauern unter dem bolschewistischen Regime war so außerordentlich schwierig, ja verzweifelt geworden, daß sie nach jedem vermeintlichen Mittel griffen, das ihnen eine Besserung versprach. Zudem wurde das veraltete Mir-System in einem großen Teil der Bauernschaft schon seit langem als ungeeignet für eine vernünftige Wirtschaftsführung angesehen. Die Bedrückung der einzelnen Bauern durch Steuern und Abgaben, Verschickung und Hinrichtung durch die bolschewistischen Organe war auch so groß geworden, daß Jeder glücklich war, die Verantwortung für eine eigene Wirtschaftsführung von sich abzuwälzen durch den Eintritt in eine Kollektivwirtschaft. Diesen Kollektivwirtschaften („Kolchosen") gegenüber stehen die als Endziel der Verstaatlichung von der Regierung angesehenen sogenannten „Sowchosen". Sie wurden, wenn auch in geringerer Zahl, gleichzeitig eingerichtet. Die Sowchosen sind Staatsbetriebe, in denen der Bauer weiter nichts ist als ein Arbeiter, ein richtiger Proletarier ohne Besitz und ohne Rechte, der jederzeit entlassen, versetzt oder verschickt werden kann.

Vergeblich versuchte die Regierung den massenweisen Uebertritt der Bauern in die Kolchosen abzudämmen, weil man mit Recht befürchtete, daß die neue Wirtschaftsform nicht gleich funktionieren werde; aber man wurde den Geist, den man gerufen hatte, nicht wieder los. Schon gegen Ende 1933 konnte man die Kollektivierung der Bauern als abgeschlossen betrachten. Somit hat sich in Rußland zum erstenmal seit Jahrhunderten die Lage der Bauern grundsätzlich geändert, und zwar nicht bei der Machtübernahme durch die bolschewistische Partei, sondern erst im Jahre 1933.

Diese Tatsache ist von ungeheurer Bedeutung und in der übrigen Welt zu wenig bekannt. Jetzt erst setzen die eigentlichen Schwierigkeiten für die bolschewistischen Machthaber ein. Bisher war die Nahrungsgrundlage des Volkes mehr oder weniger gesichert, da der Bauer unangetastet in seiner herkömmlichen Wirtschaftsform arbeiten konnte. Nun wird es sich erst zeigen, ob die Wirtschaftstheorie des Bolschewismus überhaupt durchführbar ist, und heute schon kann man sagen, daß die Erfolge recht eindeutig sind. Die überall im Lande herrschende Lebensmittelknappheit, ja stel-

lenweise schlimme Hungersnot, die in diesem Jahre unzähligen Menschen das Leben gekostet hat, spricht eine eindeutige Sprache. Man hat auch auf diesem für ein Volk lebenswichtigen Gebiete verstanden, das Alte niederzureißen. Das Neue aber, das man an seine Stelle setzte, entspricht den Erfordernissen des praktischen Lebens nicht. Man darf sich nicht täuschen lassen durch die großen Zahlen des bolschewistischen Fünfjahresplanes, die, am Schreibtisch zurechtgemacht, das widerspiegeln, was die Machthaber darstellen möchten; man sieht vielmehr die traurige Wirklichkeit, daß ein Volk, dem das größte und reichste Ackerland der Welt gehört, auf seinem Boden verhungert. Erst im nächsten Jahre hat man die volle Auswirkung der bolschewistischen Agrarpolitik zu erwarten.

4. Die geistige und religiöse Lage der russischen Bauern

Wir sahen aus dem Vorhergehenden, daß das Mir-System und die Großfamilie, die das ganze innere und äußere Leben des russischen Bauern bestimmten, durchaus nicht eine ihm nur von außen mit Gewalt aufgezwungene Gesellschaftsform waren, sondern eine Form, in die er durch Jahrhunderte innerlich und äußerlich fest hineingewachsen war, so fest, daß er bis in die jüngste Zeit hinein sein herkömmliches Brauchtum mit aller Energie zu verteidigen gewillt war. Umschreiben wir kurz den durch diese Verhältnisse geformten Menschen! Charakteristisch ist für den russischen Bauern wie für das ganze Volk die Zurücksetzung, ja Geringschätzung der einzelnen Persönlichkeit. Der Bauer arbeitet niemals für sich, stets für seine Sippe. Für sich allein bedeutet er nichts. Er ist auch durchaus bereit, sich für die Großfamilie einzusetzen, ja, sich für sie aufzuopfern. Er sendet den in der Fabrik sauer verdienten Lohn nach Hause, während sein Bruder für ihn den gemeinsamen Acker bestellt. Dadurch aber ist er auch der Entwicklung jeglicher hervorragenden Persönlichkeit von Grund auf abhold. Jeder innerhalb der Sippe und der ganzen Gemeinde ist gleichwertig, d. h. gleich wenig wert. Keinem wird gestattet, sich über das Niveau der Allgemeinheit zu erheben und sich durch Fähigkeiten, Fleiß und Reichtum auszuzeichnen. Daher auch die Neigung aller Russen der alten Zeit, jede hochstehende Persönlichkeit mit Hohn und Spott zu überschütten und in ewiger Kritik keinerlei Verdienst gelten zu lassen. Daher auch die durch die ganze russische Geschichte bis auf den heutigen Tag ziehende Mißachtung des Wertes der menschlichen Persönlichkeit, eine Einstellung, die man verfolgen kann von Iwan dem Schrecklichen über Peter den Großen bis zu den Bolschewiken. Damit verbunden ist die eigentümliche Religiosität der russischen Kirche.

Die eine Seite der christlichen Lehre hat im Gefühl des russischen Volkes eine besondere Bedeutung und Ausprägung erhalten: das Christentum ist für den Russen die Religion des Trostes. Unentrinnbar eingezwängt in die gegebenen sozialen Verhältnisse, in ewiger Bedrückung durch wirtschaftliche und seelische Nöte, ohne Möglichkeit zu persönlicher Entfaltung, war das Christentum dem russischen Menschen der große Bronn des Trostes, des Verzeihens und des Vergessens. Es gab ihm die Kraft und den Mut, durch Jahrhunderte sein schweres Los zu tragen und in Ergebenheit vor Gott und den Menschen weiter zu arbeiten und zu leiden. Das Christentum in der Fassung der russisch-orthodoxen Kirche bot dem Volke wohl Trost im Leiden, war ihm aber keine Stütze im Kampfe des Lebens, führte ihn nicht den Weg zu einer besseren Zukunft. Die Bestrebungen der zaristischen Regierung, den Bauern aus dem Dunkel seines Dorfes herauszubringen, kamen zu spät.

Schon lange aber war ein dunkler, immer mächtiger werdender Drang zum Lichte wach geworden, ein mehr im Unbewußten liegender Haß gegen das bestehende soziale System, ein Trieb von elementarer Gewalt. Endlich brach der Strom hervor und zertrümmerte alles Alte, vernichtete das Zarentum und legte auch das Gebäude der Kirche in Trümmer. Unter der Führung des Bolschewismus warf das russische Volk alles, was an seine Vergangenheit erinnerte, leidenschaftlich von sich. Auch nur die geringste Andeutung an Gedankengänge aus früheren Zeiten in privatem und öffentlichem Leben wird mit Haß und Erbitterung verfolgt. Die große Tragik dieses Geschehens liegt aber darin, daß die ganzen Opfer umsonst waren! Der Bauer wußte nicht, wem er sich anvertraute, er wußte nicht, daß der Bolschewik sein schlimmster Feind sei und gerade das rauben würde, wonach er sich so leidenschaftlich sehnte: Freiheit und Land. So hat der russische Bauer heute alles verloren, was zu einem Bauernstande gehört. Als unseliger Proletarier schwebt er im Nichts, zermürbt durch Hunger und Elend, ohne religiösen Halt, ohne bessere Aussicht auf die Zukunft. Eins aber ist gewiß: das russische Volk wird nicht zu der alten Herrschaft zurückkehren in ihrer früheren Form. Wie es seine Zukunft gestalten wird, ist vollständig ungewiß. So sicher und notwendig es ist, daß der Bolschewismus dereinst fallen wird — denn er hat nach seinem Blutrausch, der ungeheure Menschenopfer gekostet hat, nicht vermocht, dem Volk eine bessere Zukunft zu bringen —, so sicher bleibt die Hauptaufgabe des russischen Schicksals die Befriedung des Bauern. Der einzig mögliche Weg dazu ist die Schaffung eines gesunden Bauernstandes nach europäischem Muster, wie die Stolypinsche Agrarreform es erstrebte. Erst dann wird die Nahrungsgrundlage des Volkes gesichert sein. Das zweite große Erfordernis ist die Wiedereinführung des Christentums, und zwar in einer anderen Form als früher. Möge der russische Mensch erfahren, daß Christentum nicht nur Leidensfähigkeit und Geduld bedeutet, sondern auch Kampf gegen das Böse und für das Gute, Kampf für eine bessere Zukunft der Menschheit.

Während man früher bestrebt war, den Bauern aus dem politischen Kampfe möglichst auszuschließen, ist jetzt ein heißer Kampf um ihn entbrannt. Dieser Kampf hat erst jetzt begonnen. Wer ihn gewinnen wird, ist ungewiß, nur wer ihn verlieren wird, ist gewiß: der Bolschewismus — denn er nahm dem Bauern das, was des Bauern ist: Religion, Freiheit und Land.

Kiel Otto von Lilienfeld-Toal

Vom Prager Philosophenkongreß

Veritas vincit[1]): gläubig hielt man sich auf dem Prager Philosophenkongreß an diese Einsicht. Was aber gewichtiger ist: die Völker, und vorzüglich jene, die noch humanistische Ideen einer bei uns heute überwundenen Prägung zu verteidigen haben, glauben an die schicksalgestaltende Kraft des philosophischen Geistes. Dennoch — sollte es mehr als ein geistreicher Einfall sein, ein Thema wie die Mission der Philosophie in unserer Zeit zur Debatte zu stellen, so mußte dem eine innere Bereitschaft der Philosophen entsprechen; ja, um überhaupt zu gestaltender Wirkung zu gelangen, hätte man in Prag eine umfassende Gesamtschau finden müssen. Statt dessen blieb es bei einer engen Beschränkung auf subalterne Perspektiven. Entgegen der in einem Briefe geäußerten, auf eine umfassende theoretische Besinnung der Philosophie abzielenden Meinung Husserls legte der Kongreß einseitigen Nachdruck auf die praktische Sendung des philosophierenden Denkens — wiederum freilich mit der Beschränkung auf die politische Mission: Italiener und Franzosen unterhielten sich über die Krise der Demokratie, wobei beide sich zwar glänzend ihres staatlichen Auftrages entledigten, aber ohne philosophischen Erfolg blieben. In der allgemeinen Verlegenheit, die solcherlei Diskussion auslöste, war man für Teillösungen dankbar. Utitz (Prag) sah z. B. die große Aufgabe unserer Zeit in der Besinnung des Philosophen auf die eigene Verantwortlichkeit, so daß die Philosophie in ihren Trägern zur Selbstverwirklichung gelange. Löwith (Marburg) gab Nietzsche als zeitgemäßen Führer des philosophischen Denkens an, da er den Nihilismus und den Willen zur ewigen Wiederkehr des Gleichen — der in einem der Wille zum eigenen Schicksal sei —, die Modernität und Ueberzeitlichkeit vereine. Zugleich polemisierte er: Klages habe in seinem geistreichen Widerwillen gegen Wille und Geist Nietzsche halbiert und den Nietzsche der dionysischen Philosophie auf Kosten des Willens zur Macht und zum Nichts als einen orgiastischen Philosophen des Leibes und der Seele erklärt; Bäumler habe in seinem Willen zum Kampf Nietzsche nicht minder halbiert und den Nietzsche des Willens zur Macht und zu Nichts auf Kosten der dionysischen Philosophie der ewigen Wiederkunft als einen heroischen Realisten und politischen Philosophen erklärt.

[1]) Die Wahrheit siegt.

Die letzte Verlegenheit der Philosophen kam jedoch darin zum Ausdruck, daß alle jene, die in einer letzten religiösen Rückbindung eine Lösung der geistigen und philosophischen Krise überhaupt sahen, ihres Beifalls sicher waren. Demgegenüber fiel eine philosophisch gemeinte Verteidigung des Kritizismus gegen den Dogmatismus kaum ins Gewicht. Dagegen war eine religiöse Kritik an jeglichem menschlichen Absolutheitsanspruch in ihrem absoluten Anspruch erfolgreich. Nicht zu Unrecht wurde festgestellt, daß der Kongreß selbst an der Sendung der Philosophie zweifle. Dies aber ist um so ernsthafter zu nehmen, als sich gerade heute die Philosophie zwischen den Anspruch der Religion und der exakten Wissenschaften gedrängt sieht und einer starken Selbstbesinnung und des Ausbaus ihres eigenen Problembestandes bedarf, um ihre Grenzen vorzutreiben; nicht jedoch darf sie — und das wurde glücklicherweise auch auf dem Kongreß betont — eine voreilige Synthese mit der Religion und den positiven Wissenschaften eingehen. Eine Abgrenzung nach der Seite der positiven Wissenschaften gab vorzüglich Driesch, indem er Logik und Metaphysik trennte, die fundamentale Logik bzw. Ordnungslehre jedoch zur Führerin aller Wissenschaften machte; die abgewogenste Position in der Auseinandersetzung von Philosophie und Religion nahm Ernst Przywara S. J. ein, der geschickt alte katholische Thesen mit einer an Heidegger gemahnenden Terminologie verband. Jedoch: auch er kam zu der These, daß ein philosophisches Denken ohne die religiöse Rückbindung an ein letztes Absolutes nicht möglich sei, wobei er freilich von der Voraussetzung ausging, daß dieses letzte Absolute ein religiöses, d. h. Gott sei. Um bei der katholischen Philosophie zu bleiben: in einem anderen Kreise — und das ist gewiß ebenso bedeutsam — nöherte sie sich der Wiener logizistischen Schule, während es über Sprachphilosophie, Logik und Erkenntnistheorie zwischen Pragmatisten, Logizisten und Wiener Schule zu weitläufigen Auseinandersetzungen kam, in deren Verlauf eine weitere Distanzierung zwischen Logizisten und Pragmatisten der englischen Schule durch die temperamentvollen Bemerkungen F. C. S. Schillers erfolgte.

In dem noch immer währenden Streite zwischen Norm und Relativismus ist es nunmehr am Wertproblem zu einiger Beruhigung gekommen, wo Nikolai Hartmann eine Relativität des Auftretens der Werte und ihrer Geltung im Wertbewußtsein zugestand, aber zugleich die Absolutheit des Wertvollseins selbst vertrat. Eine ausgesprochene Verteidigung normativer Gedanken gab es jedoch bei den Rechtsphilosophen, z. B. Emge und Hellpach. Letzterer begnügte sich nicht damit, das Volk als autonome Norm der Soziologie zu behaupten, sondern er bezeichnete es auch als zentralen Gegenstand aller Soziologie.

So blieb aus den Prager Tagen der Eindruck haften, daß die Philosophie sich mehr und mehr in Spezialarbeit auflöst, daß sie heute mehr denn je der Gefahr ausgesetzt ist, sich heteronomen Normen und uneigenen Glaubenswerten zu verschreiben, ihre nationalen Verschiedenheiten mehr und mehr herauszustellen, und schließlich: daß, wo sie überhaupt noch etwas zu sagen hat, sie das Werk einiger weniger Philosophen ist.

Berlin G. W. Lehmbruck

Hannekens große Fahrt

Johanna Wolffs neuer Roman [1])

Endlich ist das neue Buch herausgekommen, auf das, je mehr das alte „Hanneken, ein Buch von Armut und Aufstieg", sich als ein lebenskräftiges Volksbuch erwies, Begierde und Spannung immer größer wurde, und es ist nicht nur abermals ein echtes Volksbuch, sondern die Krone von Johanna Wolffs Schaffen geworden; in beiden Sinnen, mag man als Krone das köstliche Geschmeide meinen, das eine Herrscherstirne ziert, oder das mächtige Laubdach eines Baumes, aus dem es rauscht und raunt wie aus der linde maere unseres Walter von der Vogelweide. „Hannekens große Fahrt" heißt das neue Werk, das vermutlich die große Buchfreude dieser Weihnachtszeit werden wird. Und mit Recht, denn es ist ein frommes, gutes und starkes Buch, und weil es zugleich heiter, lebendig und tief ist, geeignet, die Familie, wenn eins gern vorliest, mit Alt und Jung, Hausvater, Frau und Magd um sich zu versammeln.

Die große Fahrt auf das Meer eines neuen Lebens schließt sich zwanglos, aber deutlich abgesetzt und so als ein selbständiges Werk für sich, an den Aufstieg an, der vor mehr als einem Menschenalter mit der Heirat Hannekens abschloß. Der erste der drei großen Abschnitte, deren jeder wieder in kleinere Einheiten mit eigenen Ueberschriften zerfällt, heißt „In Hamburg" und schildert die etwa zwanzig Jahre, in denen das Hanneken an der Seite des jungen Handelsherren sich zur Hausfrau und Repräsentantin seiner wohlhabenden Hausführung entwickelte, in denen es sich außerdem als Dichterin entdeckte und mit ihren beiden ersten Werken, dem Gedichtband „Du schönes Leben" und ihrer Lebensgeschichte vom armen „Hanneken" sofort als Künstlerin ersten Ranges erkannt wurde, zu ihrer eigenen, halb humoristischen Verwunderung. Der zweite Abschnitt heißt „Unter Gottes Zwang" und schildert die Kriegs- und Nachkriegsjahre, wie sie beide, der Mann, der wegen eines Beinleidens, das ihn lähmte, nicht ins Feld durfte, durch seine Mittel und seinen Einfluß, der über Hamburg weit nach Berlin hineinreichte, die Frau durch werktätige Hilfe in ihrem Sommersitz in Rissen (bei Blankenese) zu vieler Hilfe und Linderung von mancherlei Not beitrugen; auch dies alles nicht quälend oder peinlich, sondern natürlich, herzenseinfach, lebenshell und mit manchen humoristischen Streiflichtern dargestellt. „In der Fremde" heißt der dritte Abschnitt und gibt die letzten 15 Jahre in Locarno, wohin sich das Hanneken mit ihrem liebsten Menschen durch dessen schweres Leiden gezwungen in die einzig erträglichen klimatischen Bedingungen zurückziehen mußte.

Ueber 45 Jahre erstreckt sich die „große Fahrt", denn das Hanneken ist mittlerweile gegen 78 Jahre alt geworden, und das Buch enthält eine überreiche Fülle von Schicksalen, Gestalten und Schauplätzen. Der eigentliche Inhaltskern ist das Zusammenwachsen mit ihrem liebsten Menschen zu einer festgefügten Zweieinheit, die auch der Tod nicht trennt. Atmosphäre gibt die natürliche Menschlichkeit, die Herzensfrömmigkeit und die glühende Vaterlandsliebe der Dichterin. Das Ganze aber ist durchlichtet und überleuchtet von ihrer großen Kunst, die sympathisch sie selbst und ihr Erleben verklärt, immer menschlich nah bleibt und nie intim wird, und deren letztes Geheimnis außer in der Melodie der Sprache darin liegt, daß sie ohne eine Spur von Artistischem und Virtuosentum so anspruchslos und selbstverständlich erscheint wie die Natur selbst, aus der sie stammt.

Hamburg Benno Diederich

[1]) Bei Gräfe & Unzer in Königsberg, 370 Seiten, 4.80 M, die auch zugleich das Gesamtwerk der Dichterin übernommen haben.

Umschwung in der Kirche?

Die Lage in unserer Deutschen Evangelischen Kirche ist an dem Tage, da dies geschrieben wird, noch unübersichtlich, und dazu, daß es zu wirklichem Frieden kommt und die Deutsche Evangelische Kirche als Volkskirche erhalten bleibt, wird es vieler Weisheit auf verschiedenen Seiten bedürfen. Kann man überhaupt sagen: erhalten bleibt?" War sie nicht tatsächlich bereits auseinandergefallen? Aber einige Grundsätze dürfen ausgesprochen werden, ohne Tagespolemik und für alle Fälle, gleichviel, nach welcher Richtung hin sich in nächster Zeit die Lage verändert. Wenn Christen über Andere siegen, die auch Christen sein wollen, ist es ihre nächste Pflicht, zu fragen, ob und wie sie den Besiegten es erleichtern können, sich in die neue Lage zu finden und mit denen zusammenzuarbeiten, die nun die Macht und die Verantwortung haben. Das Erste ist nicht, daß wir unsere Macht durchsetzen, sondern für Christen ist das Erste, daß die Wahrheit des Evangeliums und die Gesinnung, die Jesus von seinen Jüngern verlangt, sich durchsetzen. So kann der sachliche Gegensatz scharf sein, aber das Ziel des Kampfes bleibt echter Friede. Darum heißt es in einem Schreiben Landesbischof Wurms an seine Pfarrer:

Es wird vieler Weisheit, Kraft und Liebe bedürfen, um nach diesen Wirrnissen unsere Gemeinden und unsere Landeskirche wiederaufzubauen ... Lasset uns keine Siegesfanfaren anstimmen, aber dem Herrn aus tiefster Seele danken, daß er uns bewahrt hat in der Stunde der Versuchung.

Der Wille zur Gerechtigkeit, zum Verständnis für das Berechtigte in Denkweise und Haltung des Gegners wird dem Christen auch durch die Ruhe erleichtert, die er in den Wechselfällen des Kampfes bewahren soll. Der Verschärfung der kirchlichen Kämpfe und den unheilvollen Eingriffen gegenüber, die Jäger und seine Mitarbeiter in Bayern und Württemberg vornahmen, wurde hier die Ueberzeugung ausgesprochen, daß diese Gestaltung der Lage keine endgültige sei; Geschichte und Kirchengeschichte würden weitergehen. Der Umschwung im Süden kam rascher, als man noch vor 14 Tagen erwarten durfte, und man soll seine Tragweite nicht unterschätzen. Aber man überschätze sie auch nicht.

Der Wille, das gewaltsame Vorgehen Jägers nicht weiter zu decken, ist an maßgebender Stelle gewiß auch durch die Erkenntnis bewirkt worden, daß noch mehr Prozesse zu Urteilen führen würden, in denen die Rechtsungültigkeit der Beschlüsse der Nationalsynode vom 9. August, also erst recht die der auf Grund ihrer Beschlüsse erfolgten späteren Maßregeln Jägers ausgesprochen würde, vielleicht aber auch die Ungültigkeit schon weiter zurückliegender Maßregeln der Reichs-

kirchenregierung. Einige dieser Urteile sind hier bereits in der Chronik erwähnt worden; ein besonders bezeichnendes aus Wuppertal wird in dieser Nummer unter Urkunden mitgeteilt; ein verwandtes Nürnberger Urteil ist in der „Jungen Kirche" Nr. 21, S. 914 ff. abgedruckt.

Die vielen offenbaren Rechtsverletzungen in der Kirche waren allmählich unerträglich geworden. Man weiß zwar: jede Revolution schließt die Gefahr in sich, daß Viele, die mehr Wille zur Macht als Sinn für das Recht haben, nun meinen, es komme auch weiterhin auf die Geltung der Rechtsordnung nicht sonderlich an. Es hat nach jeder Revolution Leute gegeben, die am liebsten die Revolution in Permanenz erklärten. Das heißt aber die Unordnung zum Prinzip machen, während der Staat Ordnung ist. Gegen Leute, die in unverantwortlicher Weise mit dem Gedanken einer zweiten Revolution spielten, als sei solche zur Vollendung der ersten (der von 1933) notwendig, hat sich die nationalsozialistische Staatsmacht wiederholt mit Entschiedenheit gewandt. Die Kirche aber verträgt es noch weniger, daß immer wieder das Recht in ihr verletzt wird. Wohl sind Paragraphen, Gesetzesvorschriften in ihr nicht die Hauptsache. Glaube, Frömmigkeit ist das Innerste im Menschen; Rechtsordnung dagegen bedeutet Zwang. So lehrte Sohm, das Kirchenrecht, ja alles Recht stehe mit dem Wesen der Kirche in Widerspruch. Aber noch fremder ist ihr das Unrecht. Gerade wenn jetzt deutschchristliche Kirchenführer betonen, die Rechtsfragen unserer Landeskirchen berührten den Glauben nicht, seien etwas Aeußerliches, soll alles in diesen Dingen streng rechtlich zugehen. Wie sollen die Draußenstehenden meinen, daß wir Christen es mit der Liebe ernstnehmen, wenn wir nicht einmal das Recht wahren?

Welchen Inhalt die Unterredungen bei dem Empfang der drei Landesbischöfe Marahrens, Meiser und Wurm durch den Reichskanzler am 30. Oktober gehabt haben, ist im einzelnen nicht bekannt geworden. Nur eins sei aus Wurms Kundgebung an die Gemeinden festgehalten:

Bei dem zwei Stunden währenden Empfang beim Führer sowie bei verschiedenen Besprechungen mit den höchsten Reichsstellen wurde eindeutig festgestellt, daß die Gesetze und Verordnungen, die seit längerer Zeit von der Reichskirchenregierung erlassen worden sind, und deren weitere Auswirkungen so große Beunruhigung in unserer Landeskirche hervorgerufen haben, der Rechtskraft entbehren.

Der über Meiser und Wurm verhängte Hausarrest war natürlich bereits vorher aufgehoben worden. Nach ihren Amtssitzen zurückgekehrt, haben Meiser und Wurm sowie ihre früheren Mitarbeiter die Amtsgeschäfte wieder übernommen. Die kirchenamtliche Mitteilung, die anerkennt, daß die Maßregeln, durch die sie in ihrer Amtstätigkeit eingeschränkt worden waren, der Rechtsgrundlage entbehrten, ist allerdings, nachdem sie bereits an die Presse gegeben war, wieder zurückgehalten worden, was nur z. T. noch gelang. Und während in München Meiser mit dem rechtmäßigen Landeskirchenrat seit dem 1. November wieder in den Amtsräumen arbeitet, hat in Stuttgart der deutschchristliche Kirchenkommissar, Stadtpfarrer Krauß, mit seinen Helfern das Dienstgebäude der Kirchenbehörde nicht räumen wollen, so daß erst eine gerichtliche Verfügung gegen sie erwirkt werden mußte; auch weiter blieb das Gebäude von einer „Wache" besetzt, die den Beauftragten Wurms den Zutritt verwehrte.

In Hannover hat der den Deutschen Christen angehörende Präsident des Landeskirchenamtes, Schnelle, seinen Abschied eingereicht. Landesbischof Marahrens hat die weitgehenden Vollmachten, die ihm im Winter übertragen wurden, jetzt aber von der Reichskirchenregierung her entzogen worden waren, wieder übernommen, und die letzten Ernennungen Deutscher Christen (z. B. dreier Landespröpste) gelten als nicht rechtmäßig erfolgt.

Wie sich in Bayern und Württemberg die Dinge vorher zugespitzt hatten, darüber kann hier nur noch kurz berichtet werden. Die Erklärungen der rechtmäßigen bayerischen Kirchenbehörde und der Pfarrer und die Kundgebungen der Gemeinden waren scharf. In einem Schreiben des Landeskirchenrates hieß es: „Die durch diese Herrn (Jäger und Müller) geschaffenen Zustände erinnern peinlich an die Revolte von 1918 und an die Räteherrschaft unseligen Angedenkens. Es ist eine unerhörte Schmach, einen Landesbischof, dessen vaterländische Haltung gerade in der Zeit der Räteherrschaft in München — er sollte als Geisel erschossen werden und entging wie durch ein Wunder dem Schicksal — unter Beweis gestellt ist, in seiner Wohnung Tag und Nacht unter Polizeibewachung gefangen zu halten." Von den rund 1350 bayerischen Pfarrern waren nur etwa 85 auf der Seite der Deutschen Christen und der Reichskirchenregierung. In Nürnberg hatte am 16. Oktober eine gewaltige Kundgebung des evangelischen Kirchenvolks (etwa 10 000) auf dem Adolf-Hitler-Platz stattgefunden, ohne Kenntnis der Pfarrer. Am folgenden Tage versammelte Gauleiter Streicher mehr als 100 Pfarrer. Sie lehnten es ab in Gegenwart des Geistlichen Kommissars Pfarrer Sommerer und seiner Begleiter zu verhandeln, worauf diese nach Wunsch Streichers den Saal verließen. Nachdem Streicher über den neulichen Angriff des „Stürmers" auf das Abendmahl (CW, Sp. 523) beruhigende Erklärungen abgegeben hatte, legten Oberkirchenrat Daumiller und Pfarrer Klingler den Standpunkt der Pfarrer dar, die treu zu ihrer rechtmäßigen Kirchenbehörde stehen. Den Schluß von Daumillers Rede bildeten die Worte: „Wir sind in größter Sorge, nicht um unser Leben, das steht in Gottes Hand, nicht um unsere Kirche, die schützt der Herr der Kirche selber, sondern um unser deutsches Volk und diesen Staat, dem wir dienen wollen. Denn wenn man Unrecht bestehen läßt und für Recht erklärt, dann zerbricht das Vertrauen des Volkes, auf dem allein der Staat stehen und wirken kann." Streicher und der Polizeipräsident zeigten volles Verständnis für den Standpunkt der Pfarrer. Der Erlaß Streichers, der nach dieser Aussprache erging und jegliches Eingreifen der NSDAP in den Kirchenstreit verbietet, ist hier bereits Sp. 1011 mitgeteilt.

Pfarrer Hormeß in Pfäfflingen, Bayern, hatte behauptet, Meiser habe von jüdischer Seite 1 Million Dollar zur Führung des Kirchenkampfes bekommen; eine weitere Million sei in Aussicht gestellt worden. Das Amtsgericht Oettingen verbot dem Pfarrer Hormeß einstweilig, diese Behauptungen aufzustellen, bei Geldstrafe bis zu 10 000 M und Haft bis zu 6 Monaten. Die Kosten des Verfahrens hat er zu tragen.

In Württemberg erfolgten weitere Beurlaubungen. Sonntag, den 21. Oktober, zogen etwa 5000 Evangelische vor das Haus Wurms, wo sie geistliche Lieder sangen. Pfarrer Eichler, der ein Bibelwort verlas, wurde verhaftet, ebenso nach einer Kundgebung vor der Polizeiwache eine Anzahl weiterer Pfarrer. Doch wurden sie sämtlich am selben Tage wieder freigelassen. Die auswärts verbreiteten Nachrichten, die theologische Fakultät in Tübingen, die zum Landesbischof steht (vgl. Sp. 1001), werde ihre Lehrtätigkeit nicht im vollen Umfange aufnehmen, waren falsch.

Der Wunsch nach Vermittlung und Frieden wird begreiflicherweise von verschiedenen Stellen her geäußert. Ihn spricht eine Kundgebung aus, die Professor Titius und Andere veröffentlicht haben. Irreführend ist es aber, wenn sie in den Zeitungen als Kundgebung der großen evangelischen Verbände erscheint. Der einzige große Verband, der beteiligt schien, sind die Pfarrervereine, deren Vorsitzender, D. Schäfer in Remscheid, Deutscher Christ ist. Inzwischen aber hat der Vorstand der Pfarrervereine den Reichsbischof gebeten, zurückzutreten, also sich gegen ihn gestellt. Und wenn auch der Vorsitzende des Fakultätentags, Professor Hans Schmidt in Halle, jene Friedenskundgebung unterzeichnet hat, so wird die Denkweise der großen Mehrheit der deutschen theologischen Hochschullehrer viel mehr beleuchtet durch ihre scharfe Absage an den Reichsbischof (s. Sp. 1053). Inzwischen wächst der Widerstand gegen ihn und seine Mitarbeiter überall. Der Gustav-Adolf-Verein, der, weil er in der Fürsorge für evangelische Deutsche im Ausland ständig mit amtlichen Stellen zusammenarbeitet, sich von Beteiligung an innerkirchlichen Kämpfen immer streng zurückgehalten hat, erklärt den Rücktritt Müllers für nötig (s. Sp. 1052), ebenso die führenden Verbände der Aeußeren und Inneren Mission (ebd.); mit einem einleitenden Schreiben (Allg. ev.-luth. Kirchenztg. Sp. 1073) sind diese Kundgebungen, sowie entsprechende der Bischöfe Meiser, Wurm, Marahrens, Zänker, des Bruderrats der (bekennenden) Deutschen evangelischen Kirche, des lutherischen Rates und des Martin-Luther-Bundes am 6. November dem Reichsbischof übergeben worden. Bischof Zänker von Schlesien hat am 2. November seine Pfarrer gefragt, ob sie mit ihm Bekenntnis und Verfassung als für ihre Arbeit allein maßgebend ansehen und ihm treu folgen wollen; seinen Gegensatz zur Reichskirchenregierung spricht sein Schreiben klar aus. Binnen drei Tagen haben drei Viertel der 777 schlesischen Pfarrer zustimmend geantwortet. Uebrigens geht aus Zänkers Schreiben hervor, daß die Nachricht, bei der Tagung der evangelischen Bischöfe am 25. und 26. Oktober habe volle Einmütigkeit geherrscht, unwahr war. (Die Mitglieder des dort berufenen Bischofsrates sind

die Landesbischöfe Kühlewein, Paulsen, Koch und Dietrich; die beiden letzteren sind als besonders schroffe Deutsche Christen bekannt.)

Für die Frage, ob es zu wirklichem Frieden kommt, wird viel davon abhängen, ob das Amt Jägers im Sinne der Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche von 1933 wieder besetzt wird, und welche weiteren Personalveränderungen eintreten, vor allem davon, ob der Reichsbischof aus der Tatsache, daß weiteste kirchliche Kreise zu ihm kein Vertrauen mehr haben, die Folgerungen ziehen wird. Bisher hat er das abgelehnt.

Präses D. Koch (Oeynhausen), der Leiter der Bekenntnissynode, der jetzt dauernd in Berlin tätig ist, erläßt eine Kundgebung, worin es heißt, es sei der Bekenntnissynode ernst mit dem Willen zum Bekenntnis und die Bekenntnisse sollten eine wirkliche Macht in der Deutschen Evangelischen Kirche werden. Der gefährliche Mißbrauch staatlicher Gewalten durch kirchliche Stellen müsse ein Ende nehmen. Andererseits müsse eindeutig das staatliche Aufsichtsrecht anerkannt werden. In der Tat wird von entscheidender Bedeutung sein, ob die Kirche Freiheit erhält, ihren Wiederaufbau nach den Gesetzen ihres eigenen Lebens und aus eigener Kraft zu vollziehen. Voraussetzung dafür ist freilich und ein wirklicher Wiederaufbau erfordert, daß der Wille zur Erhaltung der Volkskirche und zu Einigkeit im Geist die Macht behält gegenüber der gefährlichen Neigung, theologische Unterschiede zu kirchentrennenden werden zu lassen. Bereits im vorigen Jahre ist hier vor einer solchen Art, das lutherische Bekenntnis zu betonen, gewarnt worden, die zu vermehrter Spaltung in unserem Volke führen würde. Zwar daß heute, wo man im Gegensatz zu unrechtmäßigen Eingriffen das kirchliche Bekenntnis betont, lutherische Kirchen ihren lutherischen Charakter wieder stärker hervorheben, hat sein gutes Recht. Wenn aber Erklärungen der konfessionellen lutherischen Gruppe in der altpreußischen Landeskirche und Aeußerungen anderer Lutheraner andeuten oder offen aussprechen, man möchte am liebsten die Union wieder auflösen, so würde solches Streben sich leicht verhängnisvoll auswirken. In weiten Gebieten Westdeutschlands ist das Bewußtsein evangelischer Zusammengehörigkeit über den Unterschied von lutherisch und reformiert hinweg in den Gemeinden lebendig. Wie es im vorigen Jahre ein schwerer Schaden war, daß ehrliche vaterländische Begeisterung in den Dienst einer schließlich unerträglichen Politisierung der Kirche gestellt wurde, so würde es jetzt ein schwerer Schaden werden, wenn der Wille, am Bekenntnis zum Evangelium festzuhalten, übergeleitet würde in eine Betonung der innerevangelischen konfessionellen Unterschiede, die dem Verlangen nach Schaffung einer einigen Deutschen Evangelischen Volkskirche gerade entgegensteht.

Die Bekenntnisfront erklärt, das Bekenntnis sei durch die Deutschen Christen verletzt, und die Deutschen Christen suchen das zu bestreiten. Der Ausdruck Bekenntnis ist hier in der Tat nicht eben treffend. Es geht gar nicht so sehr um „das Bekenntnis", bei dem doch Viele an die Bekenntnisschriften und ihre einzelnen Lehren denken, sondern es geht um viel mehr. Schlicht gesagt: um das Evangelium und um das erste Gebot. Um das Evangelium, die Botschaft von der Vatergüte des heiligen Gottes, der uns unsere Schuld vergibt, und um die Gesinnung, die Jesus im Zusammenhang damit von seinen Jüngern gefordert hat, um sittliche Grundsätze des Christentums. Es ist in die deutsche evangelische Kirche eine Lehrweise eingedrungen, die den Ernst der sittlichen Forderungen und des Schuldbewußtseins mindert, die Pflicht zu Gerechtigkeit und Liebe zurücktreten läßt hinter den Willen zur Macht. Damit zusammen hängt, daß, dem ersten Gebot zuwider, das dem ewigen Gott seine Ehre wahrt, irdische Güter, die auch für den Christen durchaus ihren Wert haben, wie das Volkstum, übersteigert werden zu absoluten Werten. Mit solcher Lehrweise wird man machtlos gegen Rosenberg und die Deutsche Glaubensbewegung; ebenso aber wäre es angesichts dieser Gegner unverantwortlich, die evangelische Kirche zu zerspliktern durch Betonung solcher dogmatischer Formeln, die heute von unzähligen evangelischen Christen abgelehnt werden. Vielmehr muß die deutsche evangelische Christenheit sich wieder besinnen auf das Wesen evangelischen Christentums, und sie soll sich wieder zusammenfinden in dem Willen, solchem Christentum Macht zu verschaffen im Leben unseres Volkes, und mit der Botschaft vom Christentum unserem ganzen Volke zu dienen, damit unsere Kirche wieder Volkskirche werde.

Kiel, 10. 11. Hermann Mulert

Blick in die Welt

Kirche und Kultur

Kulturkämpfe in aller Welt. Kulturkämpfe gab es schon immer, schon vor Bismarck; sie sind Grenzbereinigungen zwischen großen kulturellen Mächten, besonders aber solchen, die den gleichen „Sinn- und Totalitätsanspruch" erheben, und meistens handelt es sich um die Vormachtstellung in der Erziehung. Nach dem Weltkrieg führte an erster Stelle Rußland seinen bis heute dauernden (zu ungunsten der Kirche ausgefallenen?) Kulturkampf; es folgte Spanien. In Italien und Deutschland schloß man Verträge (1929 und 1933); in Spanien gab es zwei blutige Aufstände (den katalanischen und den eben erst verglimmenden asturischen), die jedesmal von Gewaltakten gegen Geistlichkeit, Kirchen und Klöster begleitet waren. Der Unruheherd wird indes immer breiter. Mexiko leistet gegenwärtig seinen weltgeschichtlichen Beitrag zu diesem Thema: Am 1. Januar 1934 beschränkte es die Zahl der amtierenden katholischen Geistlichen; heute ist fast in keinem Staate mehr eine Kirche oder ein Kloster offen, ein Priester oder Erzbischof unangefochten geblieben. Langsam wendet sich diese antiklerikale Bewegung (mit sozialem Hintergrund) auch gegen die wenigen evangelischen Geistlichen. Dort gibt es eine Kommunistische, eine Arbeiter- und eine Bauernpartie, die jede Freiheit für die Religion ablehnen. Der jetzige Präsident der mexikanischen Republik ist General Lazaro Cardenas, der am 1. Juli d. J. gewählt wurde und etwa folgendes Programm entwickelte: Die Kirche soll keinerlei Einfluß auf die Schule haben; der Staat wird in seinem „Sechsjahresplan" die Schule ständig in seiner Gewalt behalten und die „Emanzipation der Arbeiterklasse" durchführen. Der neu entbrannte Streit hat eine lange Vorgeschichte; sie reicht so weit, wie das Ringen der Staatsgewalt und der katholischen Kirche um die politische Macht im Lande währt. Bereits in der Verfassung von 1857 wurde die Trennung von Staat und Kirche vollzogen. Zugleich wurde der Grundbesitz der Kirche für den Staat eingezogen und die Aufhebung zahlreicher religiöser Orden verfügt. Dieses Grundgesetz wurde in der Verfassung von 1917 ausdrücklich aufrechterhalten. Neuen Streit erregte eine vom Präsidenten Calles im Jahre 1926 verfügte Aenderung der Bestimmungen über den Religionsunterricht. Die Kurie leistete Widerstand und befahl zum Protest die Einstellung des gesamten kirchlichen Dienstes. Dieser Zustand dauerte fast drei Jahre. 1929 bis 1931 bestand nun ein Waffenstillstand; dann flackerte der Streit von neuem auf. Im Staate Verakruz brachen Unruhen aus, die von den Gegnern des Kirchengesetzes entfacht wurden. Der Staat Verakruz entzog daraufhin allen Priestern das Bürgerrecht und beschlagnahmte das Kirchengut. In anderen Staaten wurden Beschränkungen in der Zahl der Geistlichen verfügt und der Präsident Rodriguez drohte mit der allgemeinen Schließung der Kirchen. 1932 erfolgte die Bildung einer von der römischen Kirche getrennten mexikanischen Kirche. 1934 spitzte sich der Kampf durch einen von den Geistlichen geförderten Schulstreik erneut zu, vgl. Sp. 1010 und 1059.

*

Religion und Weltanschauung

Zum „Schicksal" des Protestantismus in Deutschland. Wollen wir nach allen Seiten hin gerecht sein, so müssen wir Ungerechtigkeiten nicht nur selbst meiden, sondern auch bei Gegnern mißbilligen. Aus der „Deutschen Presse" in Prag druckt die katholische „Schönere Zukunft" (Nr. 5, S. 123) Darlegungen über Luther und Deutschland ab. Luther habe die Gemeinde aus der Hand des Papstes in die Hände der Fürsten ausgeliefert; er habe zuerst mit seinen Worten die Leidenschaft der Bauern aufgestachelt, sei dann aber zur siegreichen Fürstenpartei übergelaufen; nach dem Weltkriege, als der Kaiser auf und davon gewesen wäre und man also kein Oberhaupt der Landeskirchen gehabt hätte, sei Luthers Fehlgriff voll offenbar geworden. Es heißt dann wörtlich: „Hatte nicht Gott jetzt gezeigt, wohin eine christliche Gemeinschaft gerät, die von der Mater ecclesia sich abwendet? Aber die Entwicklung geht weiter. Vor allem in der religiösen Politik des Dritten Reiches. Die evangelischen Kirchen werden zusammengelegt, die einzelnen Landesteile erhalten Bischöfe mit einem Reichsbischof an der Spitze. Die Protestanten in Deutschland hatten zum Unterschied von den protestantischen Kirchen in Schweden und England niemals Bischöfe. Man kennt die heftigen, eifernden Worte Luthers gegen die Bischöfe, und nun erhält die evangelische Glaubensgemeinschaft im Heimatlande der Glaubensspaltung Bischöfe aufgezwungen von der Staatsgewalt. Eine seltsame Fügung Gottes! Aber nicht

genug. Die lutherischen Gemeinden, die entstanden sind durch die Auflösung des alten katholischen kirchlichen Gefüges, die werden heute wieder zusammengefügt zu einer Kirche, man darf wohl sagen nach katholischem Muster. Ist damit nicht das Werk Luthers vernichtet? Bedurfte es dazu einer sogenannten Reformation? Das Ringen der protestantischen Opposition in Deutschland gegen den Zwang des Staates ist ergreifend. Aber mußte es nicht dazu kommen? Darf sich eine Glaubensgemeinschaft, die sich aus Trotz gegen die bestehende kirchliche Autorität dem Staate in die Arme warf, über ihr Schicksal beklagen? ... Eine seltsame Entwicklung einer Glaubensgemeinschaft: Man löst sich unter schärfstem Protest von der Kirche los und erhält vierhundert Jahre später eine kirchliche Verfassung, wie man sie nicht wollte. ...Sind das nicht Zeichen Gottes, daß er nur eine Kirche haben will? Ist das nicht eine Einladung, daß die getrennten Brüder heimkehren sollen zur Mutter?"

In diesem Bericht über das „Schicksal" des deutschen Protestantismus haben wir neben den sachlichen Unrichtigkeiten am schmerzlichsten das Fehlen christlich-brüderlichen Taktgefühls bedauert; viele ernste deutsche Katholiken stehen, wie wir wissen, den heutigen Kämpfen um die deutsche evangelische Kirche mit ganz anderen Empfindungen gegenüber.

Vom Altniederländischen Dankgebet. In ihrem Jahrgang 1901 brachte die Christliche Welt neun Artikel von Prof. Karl Budde über die Altniederländischen Volkslieder, deren eines des Prinzen Moritz Siege von 1597 besingt und uns Allen heute nach dem Text „Wir treten zum Beten" wohl vertraut ist. Darüber 1901 Nr. 11. Demselben Verfasser ist dann eine Ausgabe dieser Lieder zu verdanken, die bei Breitkopf & Härtel 1901 erschien: „Vierzehn Altniederländische Volkslieder, für eine Singstimme mit Klavierbegleitung bearbeitet von Julius Röntgen, Deutsche Uebertragung von Karl Budde". Preis heute 3 M. Das letzte der 14 ist sinn- und wortgetreue Wiedergabe jenes alten Liedes.

Das „Dankgebet" ist neuerdings wieder Gegenstand öffentlichen Streites. In der Zeitschrift „Die Musik" (Oktober 1934) erschien ein Artikel, in dem die Uebertragung des Textes von „Wir treten zum Beten" aus dem Altniederländischen als „eine ganz artfremde Textformung" bezeichnet wird, „die aus der echten, blutmäßigen Schöpfung eines uns stammverwandten Volkes etwas gemacht hatte, was mit dem ursprünglichen Werk nichts mehr zu tun hatte". Nach der Fragestellung: „Wie kam es zu der geistverfälschenden Nachdichtung?" gibt der Verfasser eine kurze Darstellung der Entstehung des deutschen Textes, der von Joseph Weyl bearbeitet ist, und behauptet, dieser sei „vermutlich jüdischen Blutes und Geistes" gewesen, und schließt mit der Frage: „Kann es wundernehmen, daß der Feder eines solchen Mannes nur ein uns innerlich fremdes, berechnend-gesinnungstüchtiges Produkt entstammen kann?" Nun ist gewiß in Weyls Text, der ganz sein Eigentum ist und mit der altniederländischen Vorlage kaum etwas gemein hat, einiges minderwertig. Aber hat der Verfasser des Aufsatzes in der „Musik" nie etwas von der Wirkung dieses Liedes verspürt, wenn unsere Soldaten im Weltkrieg es vor ihren schwersten Schlachten sangen, oder in schwerster Not die Angehörigen in der Heimat? Doch die ausgleichende Gerechtigkeit kommt noch: die Schriftleitung dieser Zeitschrift ist mit einem kommentarlosen Nachwort von dem Beitrag ihres Mitarbeiters (Hans Bajer, Berlin) abgerückt: „Eine in den Amtlichen Mitteilungen der Reichsmusikkammer vom 12. September veröffentlichte Bekanntmachung lautet:

> Entgegen der vielfach aufgestellten Behauptung, der Textdichter des Altniederländischen Dankgebetes, Josef Weil, sei Jude gewesen, gebe ich hiermit bekannt, daß nach den mir vom Verlag F. E. C. Leuckart in Leipzig vorgelegten Unterlagen Josef Weil, Wien, Arier war."

Odal, Allod, Allmende, Feod. Heute kann man täglich in Zeitungen einen dieser Begriffe finden, ohne daß man viel mit ihnen anzufangen weiß. Hans Strobel („Völkische Kultur", September 1934) hat versucht, die Begriffe einmal zusammenhängend klarzulegen. Danach gab es nach germanischem Bodenrecht drei verschiedene Arten des „Besitzes", d. h. der Weise, wie man den vorhandenen Boden zum eigenen Nutzen gebrauchen konnte. Das Allod oder Odal war das erbpflichtige Sippengut, das unbelastbar war und unveräußerlich. Das Feod war fahrende Habe und Arbeitsertrag des Einzelnen, das ihm zur freien Verfügung stand, und die Allmende oder gemeine Mark stand dem Sippenverband, der Dorfschaft oder Hundertschaft zur gemeinsamen Nutzung bereit. Das Wort Odal soll (nach Strobel) in dem Worte Adel fortleben, weshalb echter Adel vom Boden, vom Bauern komme. Feod sei wieder in dem Begriff feudal zu finden und sei wörtlich erklärt Fe-od = Vieh-gut; das Wort Allod wird mit Al = „All", Gottheit, Sonne und od = Gut in Verbindung gebracht, worin zum Ausdruck komme, daß der germanische Mensch den Boden als Lehen, Gotteslehen betrachtete. „Die Allmende begriff im wesentlichen Weide, Wald, Wasser, Wege und Bodenschätze in sich, und jeder Einzelne in der Gemeinschaft hatte im gleichen Maße das Recht zur Nutzung, wie die Pflicht zur Pflege." Reichsbauernführer Darré ist der Ansicht, daß man allein durch diese rechtliche Struktur des alten Germanentums das Wesen seiner ganzen Weltanschauung begreifen könne und ist sehr bemüht, diese Rechtsauffassung immer mehr in den bäuerlichen Kreisen von heute zur Geltung zu bringen.

Nun erst lebt Bellamy. Wer von den Aelteren las nicht vor 40 Jahren Bellamys „Rückblick aus dem Jahre 2000"? Er kam aus Amerika, 1888 geschrieben („Looking backward"). Aber heut erst lebt das Buch und sein Autor. In Südkalifornien hat sich eine sozialistische Sekte aufgetan, um die 300 000 stark. Ihre Bibel ist der „Rückblick". Und Bellamy ist in dem bekannten Romandichter Upton Sinclair wieder auferstanden, der sich als demokratischer (nicht sozialdemokratischer!) Kandidat um den Posten eines Gouverneurs von Kalifornien bewarb. So nach FZ 557. Nichts Neues unter der Sonne.

*

Wissenschaft, Bildung und Kunst

Objektive oder subjektive Wissenschaft? Mit diesem großen Fragezeichen schloß die von mehr als tausend Teilnehmern besuchte 58. Generalversammlung der deutschen Philologen und Schulmänner zu Trier (29.—31. Oktober). Es fanden insgesamt etwa 90 Vorträge statt. Am ersten Tag sprachen Reichsminister Schemm und Prof. Dr. Krieck (Heidelberg). Schemm betonte, daß er nur eine deutsche Wissenschaft in Deutschland kenne, und alles, was nicht deutsche Wissenschaft sei, sei in letzter Hinsicht für unser Volk nicht von ausschlaggebender Bedeutung; davon könne er nicht abweichen, auch wenn von einer objektiven Wissenschaft gesprochen werde. In Kriecks Vortrag wurde besonders deutlich, was man die Wandlung im Erziehungsgedanken nennt, wobei sich zeigte, daß im Nationalsozialismus die Politik die Vorherrschaft über die Pädagogik beansprucht. Für die Schulreform bemerkenswert sind die geplante Beseitigung des Schulgeldzwanges (Schemm) und die vier Grundsätze Kriecks: 1. Organische Zusammenführung der Schule mit den anderen völkisch-politischen Erziehungsorganisationen. 2. Aufbau des nationalsozialistischen Weltbildes im Schüler und damit in der werdenden Volksgemeinschaft entsprechende Formung der Haltung und des Charakters. 3. Einsenken dieser Bildung in die Heimat, in Blut und Boden, in die völkische Wirklichkeit der nahen Umwelt. 4. Entsprechende Neugestaltung der Bildungsgüter und der Bildungspläne, der Organisation und der Methoden innerhalb der Idee der völkischen Ganzheit.

Prof. Hans Naumann (Bonn) hob in seinem Vortrag über „Die germanische Haltung zur Welt" besonders den Führergedanken und die Gemeinschaftsidee hervor. Die größte Teilnahme rief (in der Fachgruppe Geschichte) ein Referat von Privatdozent Lintzel (Halle) hervor, der über die „Eroberung Sachsens durch Karl den Großen" sprach. Eine einseitige Auffassung Karls im Sinne eines „Sachsenschlächters" oder „Internationalisten" müsse abgelehnt werden. Man dürfe nicht Widukind gegen Karl ausspielen oder umgekehrt; vielmehr habe die objektive Forschung das wechselseitige Verhältnis Karl—Widukind im Sinne eines Sowohl-als-auch zu werten. Es offenbare sich in ihm eine Zweiheit deutschen Wesens, das immer bestehen bleiben werde. Karl habe als Kaiser die deutschen Stämme geeint, und das gegenwärtige deutsche Volk sei wesentlich seine Schöpfung. Im Anschluß an die Forderung Lintzels, die objektive Wissenschaft müsse erhalten werden, weil sonst romanhafte Umdeutungen an die Stelle der Geschichte treten würden, ergab sich eine leidenschaftliche Diskussion, die von Ministerialrat Benze (Berlin), dem Reichsfachschaftsleiter des Nationalsozialistischen Lehrerbundes, geleitet wurde. Ein Teil der Diskussionsredner suchte einer objektiven Wissenschaft gegenüber als neue Haltung die politische Subjektivität herauszustellen. Die Ausführungen Lintzels wurden jedoch von der Mehrheit der Versammlung mit großem Beifall aufgenommen.

*

Rasse und Bevölkerungspolitik

Rasse, Familie und Staat. Die besondere Bedeutung der Rasse für das Volksleben hat viele Vertreter der Bevölkerungs- und Sozialpolitik auf neue Bahnen gewiesen. Es gibt Rasseanbeter und fanatische Gegner des Rassegedankens. Wer keins von beiden ist, wird leichter über manche kuriose Behauptungen und Forderungen auf diesem Gebiet hinwegkommen. So stellt man es neuerdings als völlig verfehlt hin, „Barmherzigkeit zu üben an einem Menschen, der der Nation und Menschheit nichts mehr zu geben hat". Man habe barmherzig zu sein gegen den starken und gesunden Menschen, da das Recht des Einzelnen an die Gemeinschaft niemals stärker sein könne als seine Pflichten gegenüber der Gesamtheit. Das bedeutet nichts anderes als den Verzicht auf die Opferwilligkeit gegenüber den kranken und gebrechlichen Menschen, die zum größten Teil dazu noch ihre Krankheiten und Verkrüppelungen aus dem großen Ringen für das deutsche Vaterland heimgetragen haben. Gegen solche Auffassung der Volksgemeinschaft, die einen seelisch wertvollen Teil unseres Volkskörpers der Schande der Minderwertigkeit preisgibt, kann man nur mit aller Leidenschaft protestieren.[1]) Charakteristisch ist die Forderung, daß die SS in Zukunft „rassisch einer fortlaufenden Kontrolle unterzogen werden" und auch Verlobungen dem Prüfungszwang unterliegen sollen. Man hat auch vorgeschlagen, daß die Garnisonen aus den Großstädten herausgenommen werden sollten, damit die Bauernsöhne, die in den Städten dienten, nicht nach Beendigung der Militärzeit von Städterinnen festgehalten würden. (Vgl. „Völk. Beob." 21./22. 10. und „FZ" 19. 10.)

[1]) Vgl. hierzu den Aufsatz „Bilanz der deutschen Kulturfähigkeit?" in nächster Nummer.

Zunahme der Eheschließungen. Deutschland hat für das Jahr 1933 einen wertvollen Rekord erobert: es wurden hier 631 000 Ehen geschlossen, rund 24% mehr als im vorangegangenen Jahre. Das Ausland bleibt demgegenüber stark im Hintergrund, wo Irland mit einer Steigerung der Heiratsziffern um 7,2% an der Spitze steht.

Geburtenrückgang in Oesterreich. Vom österreichischen Bundesamt für Statistik werden bedrohliche Zahlen für 1933 veröffentlicht. Der Geburtenüberschuß auf 1000 Einwohner betrug 1913 5,7, 1923 7,2, 1933 aber 1,2! Am höchsten war der Ueberschuß in Tirol (7), es folgen Burgenland, Steiermark, Vorarlberg, Salzburg (4,9). In Wien wurden gezählt 7,5 Geburten gegen 13,7 Todesfälle. Die Zahl der Eheschließungen hat einen noch nicht dagewesenen Tiefstand erreicht.

Geburtenbeschränkung in Amerika und Japan. Das „Haus der Bischöfe" der protestantischen Episkopalkirche von Amerika hat nach langer und erregter Aussprache mit 44 gegen 38 Stimmen beschlossen, die Geburtenbeschränkung als berechtigt anzuerkennen. Diese Entscheidung wurde getroffen „im Sinne der höchsten Grundsätze der Rassenlehre und einer allgemeinen Verbesserung des Familienlebens" und für bestimmte Fälle. Der Bischof von Neujersey, Matthews, der an der Spitze der aus konservativen Kirchenkreisen bestehenden Opposition steht, bezeichnete diese Entschließung als höchst gefährlich und drohte mit seinem Austritt aus dem „Haus der Bischöfe". Er wies auch darauf hin, daß die Beschränkungen, an die die Kirche dächte, in der Praxis nicht eingehalten werden würden. — In Japan ist für Geburtenbeschränkung bereits 1922 die amerikanische Vorkämpferin Mrs. Margaret Sanger eingetreten; aber erst 1925 wurde durch die Unterstützung der japanischen Arbeiterpartei eine Werbung in großem Maßstabe ermöglicht. Trotzdem hat noch 1932 die japanische Gesamtbevölkerung um über 1 Million zugenommen. In Rußland bzw. Japan würde nach den jetzigen Zahlen bei ungehinderter Geburtenfolge in 29 bzw. 50 Jahren eine Verdoppelung der Bevölkerung erreicht.

Gesundheitsgesetz für Brautleute in Argentinien. Ende 1934 tritt das neue Gesetz in Kraft, nach dem zur Eheschließung die Vorweisung eines Gesundheitszeugnisses nötig ist. Ansteckende Krankheiten eines Ehepartners machen die Heirat unmöglich.

*

Verschiedenes

Geistige Weltkarte. Unter dieser Ueberschrift bespricht Alfons Paquet in FZ vom 21. 10. die Schrift „Asien am Scheidewege" von Aufhauser (München, Max Huebner, 2.20 M.). In den Ländern, die uns diese Karte zeigt, ist ein Generalkampf gegen alle Religion entbrannt. Paquet fügt der allzu akademischen Schrift die leidenschaftliche Feststellung hinzu, daß die Augen von Millionen Menschen mit wachsendem Haß, mit steigender Furcht und Verachtung, vielleicht aber auch mit immer heißeren Erwartungen auf Europa gerichtet sind. Also vielmehr „Europa am Scheidewege". „Das tiefste Verlangen ist auf Beispiele eines gläubigen Wagnisses gerichtet, die die Möglichkeit eines weltgültigen Ueberbaues über den zunehmenden konfessionellen Hader in einer ebenso geistigen wie aktiven Haltung erkennen lassen."

Sie machen die Erde immer kleiner! Zwei Engländer haben in dem Luftrennen London—Melbourne, einer 20 000 Kilometer langen Strecke, in 71 Stunden gesiegt. Vor zehn Jahren sind Pionierflieger dieselbe Strecke in 24 Tagen und 20 Stunden geflogen; noch im vorigen Jahre brauchte man 6 Tage 17 Stunden; nun hat man in einem Jahr die Geschwindigkeitsleistung verdoppelt. Zwei Menschen kamen dabei ums Leben. Aber man will die Schnelligkeit noch erhöhen, denn Ende dieses Jahres soll die Fluglinie London—Melbourne dem Verkehr übergeben werden. Was bedeutet bei diesen Geschwindigkeiten (Stundenmittel 289 Kilometer) noch eine Entfernung wie London—Berlin, London—Paris, London—Rom oder Moskau? Was bedeutet das heute, im Frieden? Liegt in diesem Sieg nicht auch noch ein anderes „Problem" als nur die „Steigerung von Geschwindigkeiten" und die „nahe Verbindung" zwischen Nord und Süd? Man möchte glauben, daß nicht nur in England über die „Folgen und Folgerungen" dieses „Sieges" nachgedacht wird — denn es ist ja schließlich nicht immer Friede!

Das Duisburger Presseurteil aufgehoben. Ende März dieses Jahres wurde vor dem Duisburger Landgericht ein Rechtsstreit zwischen der katholischen Zeitung „Der neue Tag" und der Essener „National-Zeitung" ausgetragen, wobei der Gerichtsvorsitzende in der Urteilsbegründung die „katholische Presse" für überflüssig erklärt hatte. Das Urteil erregte wegen seiner grundsätzlichen Bedeutung für die konfessionelle Presse Aufsehen (vgl. CW 1934, Sp. 383 f.). Jetzt ist (wie die „Germania" vom 5. Oktober mitteilt) das Urteil aufgehoben und dem ursprünglichen Klageantrag des „Neuen Tag" gegen die Werbemethoden der Essener „National-Zeitung" stattgegeben worden.

Urkunden

Erklärung zum Kirchenkampf

aus dem Kreis der „Freunde der Kommenden Gemeinde"[1])

Wenn ich mit manchen meiner Freunde im heutigen kirchlichen Ringen auf der Seite der sogenannten Bekenntnisfront stehe, bei der uns wesentliche innere Anliegen am besten gewahrt erscheinen, so muß ich doch, zugleich im Namen dieser meiner Freunde, um der Ehrlichkeit unserer Kampfbruderschaft willen, einige Bemerkungen und Bedenken ganz offen aussprechen mit der dringenden Bitte, sie ernsthaft zu erwägen.[2])

1. Wir vermögen nicht zu kämpfen für das Bekenntnis, ohne uns beständig bewußt zu sein, daß jedes formulierte Bekenntnis ein zeitgebundener Versuch ist, die ewige Wahrheit von dem Gott, den aller Himmel Himmel nicht fassen, in menschliche Worte zu bannen. Wir achten solch ernste Versuche in ihrer äußeren und inneren Notwendigkeit, lehnen sie jedoch, sobald sie Fessel oder Streitaxt gegen Andersgläubige sind, als dem Geist Jesu wie dem deutschen Geist zuwiderlaufend ab. Wir wissen uns aber gerufen, für die freie Verkündigung der Frohbotschaft Jesu mit Wort und Tat, mit unserem ganzen Sein und Leben uns einzusetzen, und fühlen uns all denen verbunden, denen es letztlich nicht um die Erhaltung bestimmter äußerer Formen noch um die Wahrung eines religiösen Erbgutes, sondern um die große Berufung und Hoffnung auf das Reich Gottes geht. Es liegt uns also nichts daran, daß die religiösen Wahrheiten auch heute noch mit den Worten und Bildern vergangener Zeiten ausgesprochen werden, es liegt uns nichts an einem unantastbaren Bekenntnis im Sinn bestimmt formulierter, ein für allemal gültiger Glaubenssätze, es liegt uns aber alles daran, daß das Recht, persönliche religiöse Ueberzeugung frei und offen zu bekennen, in unserem Volk und in unserer Kirche von Niemand angetastet wird und echtes Bekenntnis in Wort und Tat unter uns nicht ausstirbt. Nur in diesem Sinn können wir eine Bekenntnisfront begrüßen und ihr angehören.

2. Wir können nicht kämpfen für den Christus, wie ihn irgendwelche Theologen alter, neuer und neuester Zeit aufgefaßt oder gelehrt haben. Wir können aber nicht anders als vor dem lebendigen Jesus, der uns aus den Schriften der Väter wie in unserem eigenen Leben immer wieder als richtende und rettende Wirklichkeit entgegentritt, in Ehrfurcht und Vertrauen uns beugen und die Sehnsucht in uns wachhalten, daß sein Geist mehr und mehr unser Leben wie das Leben unseres Volkes und der Menschheit durchdringe.

3. Wir können theologische oder kirchliche Gegner, auch wenn wir ihnen um des Gewissens willen aufs äußerste widerstehen müssen, nicht als Werkzeuge des Satans bezeichnen, ohne zutiefst zu erschrecken vor der Gefahr, daß der alt böse Feind, der über groß Macht und viel List verfügt, gerade den, der den Bruder richtet, am liebsten und besten gebrauchen kann, um seine Pläne durchzuführen. Wir bedauern daher auch alle schlagwortartigen und billigen Vereinfachungen im geistigen Kampf der Gegenwart, da sie die Sachlage nicht erhellen, sondern nur verwirren können.

4. Wir können im kirchlichen Kampf der Gegenwart nicht stehen ohne die stete innere Unruhe und Frage, ob es so weit gekommen wäre, wenn wir, die wir „Herr, Herr" sagen, mehr vom Geist Jesu gehabt hätten, mehr vom Geist demütiger Liebe, furchtlosen Glaubens und unerschrockener Wahrhaftigkeit. Wir sind überzeugt, daß das Erwachen dieser Unruhe der erste Schritt zum wahren Frieden in Kirche und Volk ist.

5. Wir können darum nicht trauern und klagen über die Not und das Gericht, das über uns kam, sondern müssen dem Gott, der unser aller Geschicke lenkt, auch dafür danken und ihn bitten, daß er alles zerschlage, was nur menschliches und unwesentlich gewordenes Erbgut auch in unserer Kirche und in unserem Glauben und Denken ist, und daß er uns die Augen und Herzen öffne für seine Botschaft, auch wenn sie in neuer und seltsamer Weise an uns ergeht. Ebendarum halten wir es auch für dringend erforderlich, daß wir uns immer neu mühen um ein bereitwilliges Hören auch auf den Gegner und sein inneres Anliegen.

---

[1]) Die „Kommende Gemeinde" war die Zeitschrift Hauers und seiner Freunde, als dieser Kreis noch in der Kirche zu wirken suchte. Als Hauer 1933 die Deutsche Glaubensbewegung begründete und aus der Kirche austrat, ist der Teil seiner Freunde, der sich von Christentum und Kirche nicht zu trennen entschlossen war, sich also der DG nicht anschloß, unter dem Titel „Freunde der Kommenden Gemeinde" beisammen geblieben. Die Leitung dieses Kreises hat Pfarrer Daur in Rohr. DH

[2]) Die oben folgenden Sätze, niedergeschrieben in den Tagen des härtesten Kampfes, scheinen vielleicht durch die neuesten Ereignisse überholt. Die darin geforderte Haltung dünkt mich heute nötiger als je. Daur.

6. Wir sind der festen Zuversicht, daß das Gericht über unsere Kirche und unser Volk zu einer Neugeburt führen kann und wird, wenn wir nicht rückwärts schauen, nicht zu ungeistigen Kampfmitteln unsere Zuflucht nehmen, nicht im Geist theologischer oder kirchenpolitischer Rechthaberei streiten, sondern uns gerade jetzt mit ganzer Hingabe um eine Neuverfassung unseres Lebens mühen bis in die äußersten Dinge unseres Alltags hinaus, nicht in religiöser Betriebsamkeit und frommer Erbaulichkeit, sondern in einem schlichten, nüchternen und freudigen Eingehen auf den Willen des lebendigen Gottes.

7. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß in dieser Stunde der kirchlichen Not und Neubesinnung, des gemeinsamen Kampfes verschiedenartigster Menschen gegen den Geist der Gewalt und Unwahrhaftigkeit, ihres gemeinsamen Ringens um eine Gestaltung der Kirche aus dem Geist des Evangeliums, auch denen ehrlich und mutig die Bruderschaft in der Kirche zuerkannt werden müßte, die bei aller Unterschiedlichkeit der Stellung zu einzelnen Stücken der kirchlichen Ueberlieferung sich der Gestalt und Botschaft Jesu innerlich verpflichtet wissen. Sollen sie aber in der Kirche ein volles und frohes Heimatgefühl erlangen können, so darf auch die Sprache, in der die Verlautbarungen und Kundgebungen der Bekenntnisfront gehalten sind, so darf die ganze Form der kirchlichen Verkündigung nicht einer Welt und Zeit entstammen, die dem wirklich im Heute lebenden deutschen Menschen fremd und nur einer begrenzten Zahl ganz an die Ueberlieferung gebundener Frommer vertraut ist.

8. Wir haben weder die Aufgabe noch die Absicht, für den uns aufgezwungenen Kampf um die innere Sauberkeit von Kirche, Volk und Reich bestimmte programmatische Vorschläge zu machen. Wir vermögen uns aber des Eindrucks nicht zu erwehren, daß wir, die wir in der Bekenntnisfront stehen, uns noch viel ernstlicher und immer aufs neue fragen müßten, ob nicht Grundlagen, Methoden und Ziel unseres Kampfes einer gründlichen Nachprüfung bedürften und ob nicht eben diese Aenderung unserer innersten Haltung am Ende die Voraussetzung für einen wirklichen Sieg nicht unserer Sache, aber der Sache Gottes wäre.

Rohr bei Stuttgart Rudolf Daur

*

Wuppertaler Gerichtsentscheidung gegen Reichsbischof und Nationalsynode

Auszug aus der Entscheidung des Arbeitsgerichts in Wuppertal-Barmen vom 6. Oktober 1934 in Sachen des Gemeindeamtsvorstehers und der Gemeindeamtsangestellten der reformierten Kirchengemeinde Gemarke in Wuppertal-Barmen.

Die ... behauptete Gehorsamspflicht des Presbyteriums gegenüber dem Reichsbischof kann nur schon deshalb nicht zu den in § 32 der Kirchenordnung erwähnten Pflichten gehören, weil die Kirchenordnung älter ist als das Amt des Reichsbischofs. Eine solche Gehorsamspflicht ist auch nicht etwa in der Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche begründet, denn es heißt in dem für Rechte und Pflichten des Reichsbischofs maßgeblichen Artikel 6 unter Nr. 1 nur: „Der Reichsbischof vertritt die Deutsche Evangelische Kirche. Er ist berufen, die Gemeinsamkeit des kirchlichen Lebens in den Landeskirchen sichtbar zum Ausdruck zu bringen und für die Arbeit der Deutschen Evangelischen Kirche eine einheitliche Führung zu gewährleisten. Er trifft die zur Sicherung der Verfassung erforderlichen Maßnahmen." — Aus diesen allgemein gehaltenen Bestimmungen der Verfassung kann aber auch nicht indirekt eine Gehorsamspflicht der nachgeordneten Behörde gegenüber dem Reichsbischof hergeleitet werden, denn es heißt in dem Artikel der Verfassung wörtlich: „Die unantastbare Grundlage der Deutschen Evangelischen Kirche ist das Evangelium von Jesus Christus, wie es uns in der Heiligen Schrift bezeugt und in den Bekenntnissen der Reformation neu ins Licht getreten ist. Hierdurch werden die Vollmachten, deren die Kirche für ihre Sendung bedarf, bestimmt und begrenzt."

Da nun die Bekenntnisse der Reformation wesentlich mit aus der Gegnerschaft gegen die Gewalt und Führerstellung des Papsttums in der Kirche entstanden sind, so sind die „Vollmachten, deren die Kirche für ihre Sendung bedarf", eben im Hinblick auf die grundsätzliche Ablehnung des staatlichen Führergedankens in der Kirche auszulegen und dementsprechend auch die oben wiedergegebenen Bestimmungen des Artikels 6 Nr. 1 der Kirchenverfassung dahin zu deuten, daß damit dem Reichsbischof eine unbedingte Autorität und Führerstellung nicht eingeräumt werden sollte, eben weil sie mit den Bekenntnissen der Reformation im Widerspruch stehen würde. Wenn also die Forderung einer Gehorsamspflicht der nachgeordneten Kirchenbehörden, insbesondere der Gemeindebehörde, gegenüber dem Reichsbischof gegen die Kirchenverfassung verstößt, so ist auch die auf die Verletzung dieser Gehorsamspflicht gestützte Auflösung des Presbyteriums durch den Provinzial-Kirchenrat verfassungswidrig und damit nichtig ...

Aber auch abgesehen hiervon sind das Kirchengesetz vom 9. 8. 1934 und der darauf fußende Bestätigungsbeschluß nichtig, weil das erstere von einer nicht ordnungsmäßig besetzten Nationalsynode beschlossen worden ist. Das zuständige Ministerium hat nämlich am 7. 7. 1934 ein Kirchengesetz „über die Bestellung der Mitglieder der Nationalsynode" erlassen, das in § 3 Absatz 2 folgende zusätzliche Bestimmung enthält: „Ist ein Mitglied mit Rücksicht auf die Ausübung einer hervorragenden kirchlichen Tätigkeit in die Nationalsynode entsandt oder berufen worden und endet diese Tätigkeit während der Dauer der Mitgliedschaft, so kann das Geistliche Ministerium das Mitglied aus der Nationalsynode verabschieden." Diese Gesetzesbestimmung bedeutet insofern einen erheblichen Eingriff in die Verfassung, als damit dem Geistlichen Ministerium und damit dem Reichsbischof ein weitgehender Einfluß auf die Zusammensetzung der Nationalsynode gewährt wird, der über das ihm durch die Verfassung zugestandene Maß wesentlich hinausgeht und dem Reichsbischof die Möglichkeit gibt, ihm nicht genehme Mitglieder der Nationalsynode auszuscheiden. Zu einer derartigen Verfassungsänderung war, da sie das oberste Organ der Deutschen Evangelischen Kirche betrifft, nach Artikel 12 Absatz 2 die Mitwirkung der Nationalsynode erforderlich, die jedoch unterblieben ist. Die erwähnte Gesetzesbestimmung ist also nichtig. Da nun, was zwischen den Parteien unstreitig ist, zahlreiche Mitglieder der früheren Nationalsynode zu der im August stattgehabten Tagung nicht eingeladen und damit im Sinne der erwähnten Bestimmung des § 3 Absatz 2 des nichtigen Gesetzes vom 7. 7. 1934 verabschiedet worden sind, so war die Nationalsynode, die das Gesetz vom 2. 8. 1934 beschlossen hat, nicht ordnungsmäßig berufen und das von ihr beschlossene Gesetz nichtig ...

*

Erklärung der Verbände für Mission und Diakonie

Zu Beginn wird an das Schreiben vom 15. September erinnert (CW 957), das Aenderung des Kurses der Reichskirchenregierung forderte; dann heißt es:

Seitdem haben Verwirrung und Zerrissenheit in der Kirche weitere Fortschritte gemacht. Darunter leidet alle gesunde, aufbauende Arbeit. Sie droht immer mehr gelähmt zu werden. Insbesondere gefährdet die Haltung der Reichskirchen-Regierung die Lage der Mission in den nichtdeutschen Ländern auf das schwerste.

Jetzt kann eine an die Wurzel gehende Lösung der Krise nicht länger aufgeschoben werden. Bei dieser Lösung handelt es sich in erster Linie um Ihre Person, Herr Reichsbischof. Es ist Ihnen nicht gelungen, das Vertrauen der Kreise in unserer Kirche zu gewinnen, die unsere Werke des Glaubens und der Liebe tragen. Es besteht auch keine Hoffnung, daß hierin eine Besserung eintreten wird. Eine Geschichte von anderthalb Jahren, die von einer Enttäuschung zur anderen führte, ist für den etwaigen Versuch eines neuen Anfangs eine zu schwere Belastung ...

Nach den bisherigen Erfahrungen versprechen wir uns von Verhandlungen nichts mehr. Die Zeit drängt. Das Winterhilfswerk hat begonnen. Dabei wird auf die Mitarbeit unserer Verbände gerechnet. Wir stellen mit Freuden unsere Kraft zur Verfügung, sehen uns aber auf Schritt und Tritt gehemmt durch die Auswirkungen des jetzigen Kurses der Reichskirchenregierung ...

Bodelschwingh, Knak, Lütkichau.

*

Der Gustav Adolf-Verein an den Reichsbischof

Herr Reichsbischof!

Der Gustav Adolf-Verein sieht sich genötigt, von Ihnen zur Befriedung des Kirchenstreites das Opfer Ihres Rücktritts zu erbitten, und zwar mit dem vollen Gewicht seiner allgemein-kirchlichen und seiner volksdeutschen Bedeutung.

Er handelt dabei aus der Verantwortung seines Berufs, die Außenfront des deutschen Protestantismus zu betreuen und zu beschützen. Diese Front steht augenblicklich in ernster Gefahr, die aus der Schwächung oder gar Zerstörung der deutschen Mutterkirche droht.

Täglich dringen zu uns die Rufe unserer Glaubens- und Volksgenossen aus den abgetretenen Gebieten, aus dem schwer heimgesuchten Bruderland Oesterreich, aus Siebenbürgen, Jugoslawien usw., ja auch aus den überseeischen Gebieten unserer deutschen evangelischen Auslandsdiaspora. Sie sprechen es unmißverständlich aus, daß nur eine völlige Aenderung des von der Heimatkirche bis jetzt gesteuerten Kurses sie vor der Gefahr des Unterganges retten kann. Sie bangen davor, daß die Spaltung in der Heimatkirche sich auf die Diaspora ausdehne ...

Das entscheidende Hindernis für die Herstellung des kirchlichen Friedens und damit der kraftvollen und freudigen Opferwilligkeit

der Mutterkirche für ihre Glieder in der Zerstreuung sehen sie ganz wesentlich in Ihrer Person, Herr Reichsbischof, da es Ihnen nicht geglückt ist, Vorgänge zu verhindern, deren Nachahmung dort draußen ungeheuerliche Folgen für den Bestand des evangelischen Glaubens und wertvollster Stücke des Volksdeutschtums haben müßte ...

Der Zentralvorstand des
Gustav Adolf-Vereins.
Dr. Gerber,
Professor an der Universität Leipzig.

*

Kundgebungen theologischer Hochschullehrer

118 theologische Hochschullehrer haben am 5. November folgendes Telegramm abgesandt:

Herr Reichsbischof! Wir theologischen Hochschullehrer fordern von Ihnen, daß Sie der zerrütteten und nach Frieden verlangenden Kirche den Dienst tun, sofort zurückzutreten.

Berlin: Bertholet, Deißmann, Dreß. Lietzmann, Lütgert, Richter, Rost, Schmidt, Schneider. Sellin. — Breslau: Gogarten, Hoennicke, Lohmeyer, Schaeder, Steinbeck, Steuernagel. — Erlangen: Althaus, Elert, Grether, Hauck, Müller, von Loewenich, Procksch, Preuß, Sasse, Strathmann, Ulmer. — Gießen: Bornkamm, Brunner, Cordier, Dell, v. Gall, Haenchen, Krüger, Rudolph, Schütz.— Göttingen: Bauer, Dörries, v. Kampenhausen, Meyer. — Greifswald: Baumgärtel, Beyer, Dalman, Deißner, Fichtner, v. d. Goltz, Greeven, Hermann, Jeremias, Schott, Schultze. — Halle: Eger, Eißfeldt, Ficker, Heinzelmann, Kattenbusch, Schomerus, Schumann. — Heidelberg: Dibelius, Frommel, Hupfeld, Wendland. — Jena: Glaue, Macholz, v. Rad, Staerk. — Kiel: Caspari, Engelland, Mulert, Schmidt, Schultz. — Königsberg: Juncker, Möhlenbrink, Noth, Rust, Schniewind, Schulze, Zscharnack.— Marburg: Balla, Bornhäuser, Budde, Bultmann, Frick, Günther, Hermelink, Hertzberg, Jülicher, Maurer, Otto, Siegfried, v. Soden, Wünsch. — Münster: Bauer, Foerster, Grützmacher, Herrmann, Stählin. — Rostock: Brunstäd, Büchsel, Jepsen, Quell, Schreiner, v. Walter. — Tübingen: Bauernfeind, Faber, Fezer, Heim, Kittel, Müller, Paulus, Rengstorf, Rückert, Schlatter, Schlunk, Traub, Volz, Wehrung, Weiser.

Leipziger Universitätstheologen richteten folgendes Telegramm an den Reichsbischof: „Wir theologischen Hochschullehrer bitten inständig, daß Sie der zerrütteten und nach Frieden verlangenden Kirche den Dienst tun, sofort zurückzutreten. Auch wir kämpfen um eine wahrhaft innerlich geeinte im Volk stehende Evangelische Reichskirche."

Alt, Begrich, Elliger, Ihmels, Leipoldt, Müller, Oepke, Sommerlath, Stephan.

Aus Zeitschriften

Rußland und der Völkerbund. Unter diesem Titel schreibt Prof. D. Adolf Keller (Genf), der unseren Lesern durch seine ökumenische Arbeit schon lange bekannt ist, in dem „Kirchenblatt für die reformierte Schweiz" (erscheint alle 14 Tage, kostet vierteljährlich 3 Fr oder 2,40 M) einen längeren Aufsatz, wobei er die Politik als theologisches Problem einmal in den Mittelpunkt seiner Betrachtung stellt. Wir geben die beiden Schlußabschnitte seines Aufsatzes hierunter wörtlich: „Aber auf dem Boden der Moral ist das politische Problem überhaupt nicht zu lösen. Auf das Idealbild eines moralischen christlichen Staates muß wohl überhaupt verzichtet werden. Auch ein so konkretes politisches Problem wie Rußland kann für uns nur von höchsten religiösen Gesichtspunkten aus angefaßt werden. Etwa so wie die Propheten die assyrische oder die babylonische Großmacht betrachteten. Dieser Macht war es verliehen, zu unterjochen, die kleinen Völker zu fressen mit vollem Maul, den Untergang Israels zu bewirken. Es war die neue Erkenntnis der Propheten, daß Gott Machtmißbrauch zuläßt, sein eigenes Volk zerstört und doch Gott dieses Volkes bleibt auch in seinem Untergang, auch in der unmoralischen und widergöttlichen Politik jener Großmächte. In Rußland ist die stärkste Dämonie der Welt entfesselt. Hier enthüllt sich die Substanz der Welt. Es ist daher nicht verwunderlich, daß hier Verfolgung und Martyrium entsteht. Denn der Glaube leidet Gewalt von der Welt und wird von ihr in seinem widerweltlichen Wesen erkannt und verfolgt. Der Christ ist in diese Dämonie hineingegeben. Er kann ihr nicht entfliehen. Er kann nicht wie Johannes das Haus verlassen, als er darin dem Kerinth begegnete. Denn er würde im nächsten Haus nur einem andern Ketzer und Gottesfeind begegnen, weil wir ja doch alle in einer Welt der Gottesfeindschaft leben und diese ja in uns selbst tragen. Wir können daher religiös der Gemeinschaft mit dem Bösen nicht entgehen. Auch in der Politik nicht.

Sowjetrußland sitzt nun im Völkerbund neben uns, Litwinow neben Herrn Motta. Es wäre politischer Wahnsinn, aus moralischem Sauberkeitsgefühl deshalb aus dem Völkerbund austreten zu wollen, und die kleine „moralische" Schweiz wäre in diesem übersteigerten Idealismus nicht einmal ganz ehrlich. Der Völkerbund mit seinen ehrlichen Neinsagern, den vielen opportunistischen Jasagern und dem dämonischen Rußland mitten drin, ist geradezu in einer „situation macabre", in einer Dostojewskijschen Situation von phantastischen Ausmaßen, wo sich Heiliges und Unheiliges in unheimlicher Nähe begegnen. „Den Teufel merkt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte", das war die gemütliche Ahnungslosigkeit des letzten Jahrhunderts. Heute rückt uns die Dämonie der Welt in einer Weise auf den Leib, die zu letzten innern Entscheidungen zwingt, nicht nur zu einem politisch-moralischen Nein, zur Stimmenthaltung, zu einem Geschützfeuer aus sicherer Ferne, sondern zu einem geistigen Ringkampf Leib an Leib. Jene moralische Politik des kleinen helvetischen Knaben scheint völlig eingezwängt zu sein in die Politik eines gottlosen Staates und vieler großer Mächte, die aus dem unmoralischen oder amoralischen Wesen aller Politik heraus Ja sagen zu jenem Staate, den sie moralisch verurteilen. Wenn es nur moralisches Besserwissen war oder auch nur die Stimme des Gewissens, so hat dieser moralische Idealismus in Genf im Angesicht der Welt zwar nicht eine moralische, aber eine politische Niederlage erlitten. Das hat dann nichts für unsern Glauben zu bedeuten, wenn jener Knabe sprach, weil er das schaute, was dem Knaben Elias verliehen war, rings um die belagerte Stadt jene himmlische Kavallerie zu sehen, jene göttliche Macht, die unsichtbar da ist, und die Stadt Gottes schützt. Nur von diesem Glaubensstandpunkt aus, von eschatologischer Grundstellung her mit dem Ausblick auf einen Entscheidungskampf zwischen Gott und Welt, Christ und Antichrist können Christenmenschen den Tag von Genf richtig hinnehmen, ja sogar bejahen. Denn Gott sitzt im Regimente und führt alles wohl."

Bücher und Schriften

Die Anfänge der Religion bei Ariern und Israeliten. Von Arthur Titius. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1934. 16. Heft der Studien zur systematischen Theologie. 84 S. Kart. 2.80 M.

Hauer nimmt in der „Kommenden Gemeinde", April-Heft 1932, so verschiedenartige Erscheinungen wie die Upanischaden, Plato, Plotin, Eckehart, Goethe, den deutschen Idealismus und das nordisch-germanische Schrifttum als Vertreter eines gemeinsamen indogermanischen Glaubens. Titius weiß, daß die Ergebnisse gering sind, wenn man die Religionen aller Völker, die an einer indogermanischen Ursprache Anteil haben, miteinander vergleicht. Auch die Vergleichung der semitischen Religionen untereinander ist nicht zu empfehlen. Er vergleicht deshalb nur die Religionen der „Arier" im ursprünglichen Sinne dieses Wortes, d. h. der Inder und Perser, und die der Israeliten miteinander. In einigen Beziehungen zieht er die Religion der Germanen mit heran. Infolge dieser Beschränkung bietet er in seinen Vergleichen nicht allgemeine, schwer nachzuprüfende Meinungen, sondern wissenschaftlich genau festgelegte Tatsachen. In 105 Anmerkungen, die 40 Seiten füllen, belegt er diese. Das Ergebnis seiner Untersuchungen lautet infolgedessen sehr bestimmt und deutlich: „Nicht physiologisch-psychische Rassenunterschiede haben die religionsgeschichtliche Entwicklung von ihren Anfängen her entscheidend beeinflußt, sondern aus weithin gleichartigen Anfängen sind durch die Geschichte die sehr verschiedenartigen religiösen Gebilde, die uns vorliegen, entstanden."

Wir können aus der Arbeit des Berliner Gelehrten folgende Schlüsse ziehen: Die Rasse spielt in der Geschichte der Religionen nur eine geringe Rolle. Das Volk in seiner geschichtlichen Entwicklung prägt die verschiedenen Religionen in weitgehendem Maße. Wenn aber die Anfänge der Religion bei weit voneinander getrennten Völkern, wie bei den arischen Indern und Persern auf der einen Seite, bei den semitischen Israeliten auf der andern Seite, weitgehend gleichartig sind, dann muß die Religion ihren Ursprung auch jenseits des Volkes in der allgemein menschheitlichen Wesensart haben. Diese Schrift ist geeignet, die Unklarheiten der Gegenwart klärend zu beeinflussen. Hermann Tögel

Der Weihnachtsbaum in Glauben und Brauch. Von Otto Lauffer. Hort deutscher Volkskunde, Bd. 1. Mit 8 Abbildungen. De Grupter, Berlin und Leipzig 1934, 54 S. Geb. 1.20 M.

Der Verfasser, Professor der Hochschule in Hamburg, einer der besten Volkskundler Deutschlands, breitet in angenehmer Form und übersichtlicher Anordnung eine Fülle wissenschaftlich vortrefflicher Kenntnisse vor uns aus. Der Verlag hat das Büchlein mit hübschen Bildern ausgestattet, sehr sauber gebunden und den Preis niedrig gehalten. Somit kann das liebenswürdige Büchlein nicht nur zu kleinen Geschenkzwecken, sondern in jeder Weise warm empfohlen werden. Hermann Tögel

Das Alte Wahre. Eine Bildungsgeschichte des Abendlandes. Von Karl Thieme. Leipzig, Jakob Hegner 1934. 184 S. 3, geb. 4.50 M.

Warum gibt es noch keine zusammenfassende Monographie über Konvertitenliteratur? Oder gibt es sie? Welch eine Aufgabe für den Historiker, Theologen, Religionspsychologen! Polyhistor freilich müßte er sein, nur eben kein Vielwisser bloß, sondern ein Seelenkundiger. Nicht die Massenwandlungen in den großen Wende-

zeiten des Geisteslebens dürften ihn aufhalten, nein, die Geheimnisse der Einzelnen oder doch Wenigen, die für sich ihren Weg suchen und gehen, schließlich ganz anderswo ankommen, als sie vielleicht anfangs gemeint haben. Und dabei würde eine solche Monographie nicht bei dem biographisch Interessanten, ja Pikanten verweilen, nicht in Liebe und Haß ausströmen, sondern aus all diesen „Leben" als prima Erkenntnisquellen schöpfen für das tiefere Eindringen in das Wesen der Konfessionen und Religionen, beides der verlassenen und der glücklich (oder unglücklich) gefundenen. „Was eigentlich ist's, das dich von dort fort-, dich nach hier hingetrieben hat?" Streng scheidend zwischen dem individuell Psycho- oder gar Pathologischen und den konkreten Motiven, die sich aus der wesenhaften oder zufälligen Erscheinung der konkurrierenden Gemeinschaften ergeben.

Diese einleitende Betrachtung mag etwas von dem Eindruck widerspiegeln, den dieses feine Buch eines Konvertiten auf mich gemacht hat. Es ist doch keine Kleinigkeit für uns, wenn der gleichnamige Sohn unseres gut lutherischen Professors Karl Thieme in Leipzig katholisch wird. Und es ist uns gewiß recht, wenn er uns nun nicht ein Bekenntnis seiner Wandlung als Selbstbildnis darreicht, sondern ein Sachbuch, aus dem man nur überall zwischen den Zeilen, gewollt und ungewollt, die Wucht der inneren Wandlung herausspürt. Die Sachbehandlung hat und behält, ganz abgesehen von dieser persönlichen Seite, ihren reinen eigenen Wert, aber das Ganze übt durch diese Nebenbedeutung seinen andauernden besonderen Reiz aus.

Den Titel gab dem Verfasser, wie man beiläufig S. 105 entdeckt, Goethe mit dem Spruch:

> Das Wahre war schon längst gefunden,
> Hat alle Geisterschaft verbunden:
> Das alte Wahre, faß es an!

Das „alte Wahre" ist das „gemein-Wahre" im Unterschied vom „allein-Wahren"; unser Erbe, das wir davon noch besitzen, „in dieser Wendezeit zu sichten", darauf kommt es heute an (S. 138); eine Linie wird zu diesem Zweck gezogen von Sokrates bis zur katholischen Aktion. Der Verfasser hat als Professor an der Pädagogischen Akademie Elbing die so entstandene „Bildungsgeschichte des Abendlandes" seinen Hörern vorgetragen, vermutlich ohne den Schluß von der Katholischen Aktion, der nur zwei Seiten füllt und sich nicht ganz organisch an das bis dahin Gestaltete anfügt, wohl aber in seiner persönlichen Konsequenz gegeben ist. Das Katholisch-Propagandistische drängt sich nirgends auf; man ist immer bei der Sache und ist dankbar, sie von dieser Seite und in diesem Zusammenhang zu sehen. Sokrates, Platon, Aristoteles zunächst auf 71 (kurzen) Seiten; dann die Füllung der von ihnen geprägten Form mit dem christlichen Inhalt: Mönchtum, Rittertum, Scholastik, 42 Seiten; danach Humanismus, Luther, Calvinismus und Preußentum, Jesuitismus und Rationalismus, Pietismus und Neuhumanismus, Sozialismus usw., 68 Seiten. Das alles geistreich, doch dem Gebildeten wohl verständlich, gar nicht nur für den Theologen, und auch für diesen wohltätig anregend. Das alles — es ist viel — noch näher zu skizzieren, hat keinen Zweck, ist doch das Buch selbst nur eben eine reich ausgeführte Skizze zu nennen: entweder man studiert sie, und dann hat man etwas davon, oder nicht, dann nützt einen der Rezensentenauszug auch nichts.

Der Verfasser erleichtert Lesern unseres Kreises das Studium durch den Vorschlag, mit dem dritten Kapitel (Die Kirche der Märtyrer) zu beginnen, die ersten beiden sich hinter den Schluß aufzusparen. In der Tat, so ist unser Interesse schneller gefesselt; Sokrates und Genossen können warten; aber dann soll man das Ganze von vorn lesen. So nur kommt man hinter die Pointe. Sie ist aktuell genug, ebenso dem Nationalsozialismus wie dem Katholizismus gegenüber.[1])

Um große Weiten. Geschichte einer inneren Wandlung. Von Alice von Wiedebach-Nostitz. Geleitwort von Otto Cohausz S. J. Freiburg, Herder 1934. 132 S. 2.30 und 3 M.

Schlicht erzählt die Verfasserin die Geschichte ihrer „Heimkehr", will sagen ihres Uebertritts von der evangelischen zur katholischen Kirche. Alles, was sie zu berichten weiß, mutet typisch an: Die ernste Gläubigkeit im Elternhaus, das Verlangen des jungen Herzens nach Halt, die Berührung mit Gemeinschaftschristentum und Pfingstbewegung (die aber schließlich abgelehnt wird), die wiederholten Begegnungen mit feinfühlenden Priestern, erschütternde Lebenserfahrungen, verständnisloser Widerstand der protestantischen Umgebung, schließlich doch Uebertritt und Empfang der hl. Kommunion in der Kirche der unbedingten Lehrautorität.

Es ist nicht die erste Seele aus adligem Hause, die diese Wege geführt wird. Jede solche Führung stellt uns aber vor letzte Fragen und Entscheidungen. Der Kirchenhistoriker Hase hat sie etwa so formuliert: Die evangelische Kirche predigt Gewißheit des Heiles, die katholische Kirche bietet Sicherheit des Heils. Eine Verständigung mit der Verfasserin würde bei ihrer ungebrochenen Stellung zum Bibelbuchstaben und bei ihrer trotz allen Suchens unproblematischen Denkweise uns schwerlich gelingen. Wohltuend berührt aber, daß sie sich auch als Konvertitin ein warmes Herz für evangelische Frömmigkeit bewahrt hat, wie sie uns auch dessen versichert, daß man in ihrer Kirche unserem Luther weithin Gerechtigkeit widerfahren läßt. Andererseits sei uns dies treuherzige Zeugnis eine erneute ernste Mahnung, katholische Frömmigkeit immer ernster und tiefer zu würdigen, jeder oberflächlichen Polemik zu entsagen und uns mit allen frommen Katholiken zuletzt doch in dem Bekenntnis zusammenzufinden: „unum corpus sumus in Christo".

Martin Eger

Ausblick vom Münsterturm. Von Elly Heuß-Knapp. Berlin-Tempelhof, Hans Bott. 168 S. Kart. 2.80 M, geb. 3.50 M.

In 16 Kapiteln schildert Elly Heuß-Knapp ihr Leben, wie es sich in Straßburg, Berlin, Heilbronn und wieder Berlin mit manchen Zwischenstationen abgespielt hat. Das Buch wird Männer und Frauen fesseln und erfreuen. Man wird es lesen, vorlesen und verschenken; und die Leser werden in ihm außer der Verfasserin selbst einer ganzen Reihe von bedeutenden Persönlichkeiten begegnen. Und diese Personen werden nicht mit langatmigen Erläuterungen und Einzelangaben vorgestellt, sondern meist nur mit ein oder zwei kleinen, scharf zugespitzten Anekdoten. Denn das ist die besondere Kunst der Verfasserin: sie bringt zur Ausdrucksfähigkeit die Erlebnisfähigkeit, die aus der Begegnung mit Menschen, Landschaften oder Büchern ein in sich abgerundetes Geschehnis zu machen versteht — es muß dieselbe Gabe sein, die aus den eingefügten Kohlezeichnungen von Theodor Heuß ganz unprätentiöse kleine Kunstwerke macht.

Das Soziale, das Religiöse und das Künstlerische sind die drei Wurzeln dieses Buches; Jugendfürsorge, Heimarbeit und die Erscheinung Naumanns bestimmen die Entwicklung sozialer Erkenntnis; Albert Schweitzer, ein pietistischer Einschlag und eine — sehr diskret angedeutete — persönliche Fähigkeit, das Uebersinnliche sinnfällig zu erleben, fügen das religiöse Bild; das Künstlerische geht bei der Verfasserin mehr durch das Ohr als durch das Auge und löst zugleich eine starke Abneigung gegen alles nur Exakte und Rationale aus, z. B. gegen Rechnen und Mathematik.

Der Mutterboden ihres ganzen Seins aber ist die Familie; sie erweitert sich ihr zum Vaterland, das aber letztlich auch eben als die große deutsche Familie angesehen wird (also eine spezifisch weibliche Politik!). Und mit einer feinen, lebendigen und humorerfüllten Pädagogik wird von der Verfasserin auf die Welt gewirkt — denn im Wirken, im Tun und Fertigbringen liegt die Kraft dieser Frau, die eine Autodidaktin im besten Sinne des Wortes ist. Eine kleine kritische Anmerkung sei noch gestattet: Mit der „Frauenbewegung" hat Frau H.-K. offenbar einmal kein Glück gehabt; aber muß darum gleich eine Tür „mit hörbarem Knall" und für ewige Zeiten zufallen? Oder ist es die Gefahr des lebendig erlebenden und scharfe Konturen ziehenden Menschen, daß sein erstes Erlebnis sich schwer erweitern oder korrigieren läßt? Das aber hindert durchaus nicht, daß man das Buch bewundert, liebt und in seiner Bücherei dort einordnet, wo die Dichterinnen stehen.

Agnes von Zahn-Harnack

Der Christ als Zeuge. Der Dienst am Worte Gottes. Von Karl Barth. (Theologische Existenz heute, Heft 12 und 13.) München, Kaiser, 31 und 22 S. 55 und 45 Pf.

Im Vorwort sagt Barth, daß er in den Vorreden dieser Hefte nicht mehr auf die kirchenpolitische Lage in Deutschland eingehen werde; verständige Leser werden die Anwendung auf Konkretes ohnehin machen können. Der Vortrag „Der Christ als Zeuge" ist für Barth besonders charakteristisch. Es geht ihm wieder allein um Gott. Allerdings „nicht nur um Unterordnung vor Gott, sondern diese Ehrfurcht muß sich konkretisieren hier auf Erden und darum muß das Buch dazwischentreten und die Regel angeben, nach der wir zu laufen haben" — man sieht Stärke und Gefahren dieser Denkweise. Er vertritt sie mit kräftiger Ausschließlichkeit, betont, daß „Der Mensch als Mensch und ohne Christus verloren ist" und daß jede Denkweise, bei der es heißt: „Gott und..." schon ein Abfall vom rechten Christentum sei. Der Abfall habe schon angefangen, als der Pietismus (nicht sagte: „wir wollen besser auf das Wort hören", sondern) sagte: „wir wollen besser nach dem Christentum leben", also: „wir wollen es selber besser machen". Nebenher fällt einiges von historisch-theologischem Interesse ab, so die paradoxe These, das Leiden des Christen für seinen Glauben sei im neutestamentlichen Sinne kein Zeugnis für seinen Glauben. Der andere Vortrag über den Dienst am Worte Gottes ist vom gleichen Ernst getragen, Pastoraltheologie auf das Eine konzentriert, auf das es Barth ankommt.

M

Die Kraft des Wortes. Predigt von Th. Wurm. Stuttgart, Quell-Verlag. 12 S. 10 Pf.

Die Reformationsfestpredigt, die der schwäbische Landesbischof nach seiner Rückkehr von Berlin und Wiedereinsetzung ins Amt hielt, ernst und sachlich, ganz ohne Tagespolemik, eben darum sympathisch und wirksam.

M

Die evangelische Kirche und die Judenchristen. Von Gerhard Jasper. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1934. 28 S. 1 M.

Eine ausgezeichnete Schrift. Ich habe lange nicht etwas so Gutes gelesen. Auch gerade in der Beschränkung des Stoffes zeigte sich der Meister. Immerhin, er hätte doch noch mehr und Andres zu sagen. Im Hinblick auf heutige Möglichkeiten im Judentum. Zum Beispiel hätte ich gern seine Meinung über die Erscheinung neuster jüdischer Theologie, wie wir sie dem Vortrupp-Ver-

[1]) Von demselben Verfasser erschien soeben: Deutsche Christen auf dem Wege zur katholischen Kirche. Akten und Abhandlungen. Schlieren-Zürich, Verlagsanstalt Schlieren, Neue Brücke. 131 S. 2.25 M.

DH

lag verdanken (Berlin SW 29, Hasenheide 54). Ich wünsche mir, daß der Verfasser in unsern Spalten dazu das Wort nehmen möchte. R

Drei Weihnachtsmotetten für gemischten Chor. Von Richard Wetz. Werk 58. Regensburg, Gustav Bosse Musikverlag.

Diese drei knapp geformten Motetten, nicht eigentlich polyphonen, doch überall, wo es der Text erlaubt, meisterlich aufgelockerten Satzes, beweisen, daß der Harmonie auch heute noch, neben sorgfältiger Liniengestaltung, die führende Rolle zukommt, wofern sie nur ein charaktervolles Gesicht wahrt. Gut geschulte a-capella-Chöre werden ihre Freude daran haben.

Hermann Stephani

Die Staaten als Lebewesen. Ein geopolitisches Skizzenbuch von Karl Springenschmid. Leipzig 1934, Ernst Wunderlich. 64 S. mit 244 Skizzen. 4.40 M. und 5.40 M.

Ein Buch, wie es nicht nur der Lehrer für seinen Unterricht, sondern auch jeder politisch Interessierte für seine Studien sich als Hilfsmittel wünschen kann. Von der ersten Seite, die sich mit der Reichsbildung beschäftigt, angefangen, bis zur letzten („Die Welt ist aufgeteilt!") eine Fülle von eindrucksvollen, in ihrer Wirkung plastischen Skizzen zum geopolitischen Geschehen in Vergangenheit und Gegenwart. Eine Autorität wie Professor Dr. Karl Haushofer schreibt im Vorwort: „Viel zu wenig ist ja der Mitteleuropäer gewöhnt, graphisch zu denken, noch weniger dynamisch zu sehen; gerade zu dieser Art Durchgeistigung politischen Stoffes aber will das Skizzenbuch erziehen." Die Reichsschrifttumsstelle hat die Bedeutung des Werkes dadurch anerkannt, daß sie es für den August 1934 unter die „sechs Bücher des Monats" eingereiht hat.

Henri Bouché

Jugendpflege und Jugendrecht im neuen Staat. (Recht und Staat in Geschichte und Gegenwart, Nr. 108.) Von Lisbeth Franzen-Hellersberg. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1934. 45 S. 1.50 M.

Aus jahrelanger Arbeit an Jugendlichen heraus gibt die Verfasserin wertvolle Anregungen für „Neue Wege der Jugendpflege". Sie verwirft die Aktengebundenheit der bisherigen Jugendämter, vor allem aber die Fürsorgeerziehung, in der die Zusammenwürfelung von wirklich minderwertigen Elementen mit anderen, die nur allzu lebensstark sind, diese letzteren erst richtig verdirbt. In Wahrheit fehlt diesen nur Arbeit unter straffer Führung in einem Arbeitslager. — Ferner schlägt die Verfasserin die Einrichtung von Jugendschutzstellen vor, in denen stärkere Jugend die schwächere betreut und in denen jeder zukünftige Arzt, Lehrer oder Richter einmal als junger Mensch arbeiten müßte. Maria Rhine

Der nationalsozialistische Gedanke in der Welt. Von K. Haushofer. 1933. 48 S. Geh. 0.90 M. — **Hitlers Deutschland von außen.** Von Fredrik Böök-Lund. 1934. 47 S. Geh. 0.90 M. — **Die Wirtschaft im neuen Reich.** Von Kurt Schmitt. 1934. 32 S. Geh. 0.60 M. — **Sterben die weißen Völker?** Von Friedrich Burgdörfer. 1934. 88 S. Geh. 1.60 M. — **Deutschland ohne Sicherheit.** Von K. L. v. Oertzen. 1934. 41 S. Geh. 0.90 M. — **Baukunst im neuen Reich.** Von Paul Schmitthenner. 1934. 38 S. 0.90 M. Mit 13 Bildern. Alle im Verlag Georg D. W. Callwey, München.

In dieser Schriftenreihe „Das neue Reich" hat die Deutsche Akademie unter persönlicher Mitwirkung des Stellvertreters des Führers, Rudolf Heß, es unternommen, die für das neue Deutschland grundlegenden Anschauungen von berufenen Fachleuten darlegen zu lassen. Die in äußerst knapper und verständlicher Form unter Hinzufügung von interessantem Beweismaterial abgefaßten Schriften sind — schon im Hinblick auf den niedrigen Preis — Jedem zu empfehlen, der sich für die Probleme des Dritten Reiches näher interessiert. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die kleine Schrift von Burgdörfer, die reichlich und mit höchst interessantem statistischem Zahlenmaterial versehen ist.

Otto von Lilienfeld-Toal

Das Deutsche Wort. Von Richard Petrun. Leipzig 1933, Georg Dollheimer Verlag. 1150 S. 3.80 M.

Artfremd oder Deutsch. Von Friedrich Teichert. Berlin 1934, Ferd. Dümmlers Verlag. 61 S. 1.95 M.

Kurzwort-Lexikon. Von Ernst Pfohl. Stuttgart 1934, Muthsche Verlagsbuchhandlung. 394 S. 5.70 M.

Drei Wörterbücher besonderer Art, von denen jedes an seiner Stelle seinen Dienst tun wird: Das erste von Petrun eignet sich seiner ganz außerordentlichen Vollständigkeit halber und seiner besonderen Bestimmung nach (Rechtschreibung und Erklärung von Fremdwörtern) für jeden Schreibtisch. Teicherts Büchlein gilt der Uebertragung gangbarer Fremdworte des täglichen Lebens (der Titel bleibt dennoch irreführend) und dürfte den Schülern höherer Schulen gute Dienste leisten. Pohls neuester Versuch gilt der Erklärung von Abkürzungen und Kurzworten aller Lebensgebiete (auch des Auslands) und dürfte in Redaktionen und in Verlagsbetrieben eine Lücke füllen. Otto Hubele

Der Notwender. Roman von Peter Dörfler. Berlin, Grote. 248 S. Geh. 3.50, geb. 4.80 M.

Ein durchaus männliches und kraftvolles Buch, durchweht von der herben Luft des Allgäus, in dem es seinen Heimatboden hat. Es zeichnet uns ganze bäuerliche Geschlechter im Auf- und Abstieg. Die Verkettung äußerer und innerer Fäden ist gut gemeistert, die Zeitwende, in der die Heimindustrie durch die Maschine verdrängt wird, scharf beleuchtet, und aus der Mannigfaltigkeit der Personen treten Gestalten wie die des Klaus und der äußerlich wie innerlich schönen und starken Marie-Ev in wundervoller Plastik hervor. Nichts Gesuchtes und Gekünsteltes, die freien Menschen wachsen hervor aus dem freien Boden, und um sie weht der starke Hauch ihrer Berge und Almen. Jeder rein Empfindende wird an dem Buch seine Freude haben! Emma Müllenhoff

Das Buch vom Opfer. Herausgegeben von Tim Klein und H. Rinn. München, Callwey.. 158 S. Kart 1.20, geb. 1.80 M.

Geschichten und Gedichte von Opferbereitschaft und Opfertat, christlicher, nationaler, menschlicher, von Andersens Geschichte einer Mutter und Hebels Schneider in Pensa und antiken Stücken an bis zu solchen aus neuester deutscher Geschichte, aus Weltkrieg und Nationalsozialismus — in seiner Vielstimmigkeit läßt das Buch doch den einen Grundton immer erklingen. Man gebe es in die Hand vieler junger Menschen; aber auch alte wird manches ihnen neue Beispiel vom Heldentum des Opfers rühren. M

Häusliches Leben. Schattenbilder von Rudolf Koch. Insel-Bücherei Nr. 124. Geb. 0.80 M. Ueberaus reizvoll; man sieht in Haus und Herz des kürzlich verstorbenen Offenbacher Künstlers hinein und freut sich an seinen Kindern und anderem Reichtum des Mannes, der in seinem ganzen Wesen so schlicht blieb. M

Chronik

Staatliche Vorgänge

Der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda weist darauf hin, daß religiöse Artikel und religiöse Betrachtungen in den Tageszeitungen in keiner Weise verboten seien. ED 42

Reichserziehungsminister Rust hat jetzt in seiner Eigenschaft als preußischer Unterrichtsminister ein weiteres Verzeichnis der Lehrmittel bekanntgegeben, die im Schulunterricht über Erbkunde, Erbpflege, Rassenkunde und Bevölkerungspolitik als Grundlagen verwendet werden können. An der Spitze der Werke ist Hitlers „Mein Kampf" erwähnt; bei Erörterung der weltanschaulichen Grundlagen kann unter anderem Rosenbergs „Mythos des 20. Jahrhunderts" verwandt werden. In der Judenfrage werden in der neuen Liste folgende drei Schriften als Unterrichtsgrundlage aufgeführt: „Handbuch der Judenfrage" von Th. Fritsch, „Rassenkunde des jüdischen Volkes" von Hans F. K. Günther und „Die Protokolle der Weisen von Zion und die jüdische Weltpolitik" von Alfred Rosenberg.

Im kirchlichen Amtsanzeiger der Diözese Trier wird folgendes Schreiben des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung bekanntgegeben: „Auf das Schreiben vom 14. September teile ich ergebenst mit, daß das Buch ‚Der Mythos des 20. Jahrhunderts' von Rosenberg nur auf der Liste der zur Beschaffung für ‚Lehrbüchereien geeigneter Bücher' steht; ein Zwang oder eine Pflicht, es zu lesen, besteht natürlich nicht. Damit entfällt auch für die katholischen Lehrer und Lehrerinnen der Gewissenskonflikt, von dem in dem dortigen Schreiben die Rede ist." FZ 9. 11.

Das Sächsische Innenministerium hat das Wahrsagen gegen Entgelt, die öffentliche Ankündigung entgeltlichen oder nichtentgeltlichen Wahrsagens und den Handel mit Druckschriften, die sich mit Wahrsagen befassen, verboten. Als Wahrsagen gilt: Voraussagen aller Art und jede sonstige Offenbarung von Dingen, „die dem natürlichen Erkenntnisvermögen entzogen sind", insbesondere das Kartenlegen, die Stellung des Horoskops, die Sterndeuterei und die Zeichen- und Traumdeutung. Die Deutung des Charakters aus der Handschrift auf anerkannt wissenschaftlicher Grundlage gilt nicht als Wahrsagen. Zuwiderhandlungen werden mit Geldstrafe bis zu 150 M oder mit Haft bestraft. FZ 4. 11.

Das 2. Heft der Bekenntnissynode von Barmen, „Die Kirche vor ihrem Richter", ist verboten worden.

Das gegen Schriften Karl Barths in Bayern ergangene Verbot (vgl. Sp. 863) ist wieder aufgehoben.

Der „Bonifatius-Bote" (das Sonntagsblatt des Bistums Fulda) hat eine Verwarnung erhalten wegen abfälliger Kritik der nationalsozialistischen Erbgesundheitsgesetzgebung. Bei ähnlichen Verstößen ist Vorzensur bzw. Verbot des Blattes in Aussicht genommen.

Das Landgericht Bielefeld hat die Klage einer Kirchengemeinde gegen den zwangsweise versetzten Pfarrer auf Herausgabe der Pfarrwohnung abgewiesen, weil der Beklagte noch Pfarrer der Kirchengemeinde sei, da seine Versetzung rechtsunwirksam sei. Die gesetzlichen und Verwaltungsmaßnahmen des Reichs- oder Landesbischofs und die von der Nationalsynode beschlossenen Gesetze seien rechtsunwirksam. JK 20

Deutsche Evangelische Kirche

Reichsbischof Müller ordnet an, daß im sonntäglichen Gottesdienst der Gemeinde regelmäßig Fürbitte getan wird für den Führer und Reichskanzler des deutschen Volkes, Adolf Hitler.

Der „Lutherische Rat in Deutschland" protestierte gegen die Entmächtigung und Entrechtung der lutherischen Kirche in Deutschland.

Der Evangelische Bund hat Geheimrat Duisberg, dem Stifter der Bibelausgabe „Gottes Wort deutsch" von Schoettler, die goldene Medaille verliehen. ED 42

Der Verein Evangelischer Deutscher Lehrerinnen hat an den Reichserziehungsminister zwei Eingaben gerichtet, eine gegen das Buch: „Kirche, Schule und Religionsunterricht im völkischen Staat“ von Kurt Freitag, an dem unter anderen auch Dr. Krause mitgearbeitet hat, die andere gegen Zulassung von Lehrkräften, die der Deutschen Glaubensbewegung angehören, in die evangelische Volksschule. Epd. 24. 10.

Der Privilegierten Württ. Bibelanstalt brachte das Jahr des 400jährigen Jubiläums der Lutherbibel die größten Umsatzziffern seit Bestehen (die Kriegsjahre ausgenommen). 364 482 Vollbibeln, 323 346 Neue Testamente und 156 555 Bibelteile, zusammen 844 383 Exemplare (128 841 mehr als im Vorjahr) wurden versandt. Neu erschienen im Frühjahr dieses Jahres eine „Jugend- und Familienbibel“ und jetzt eine „Konkordanzbibel“, eine Vollbibel mit angefügter 300 Seiten starker Wortkonkordanz.

Einzelne Landeskirchen

(Ueber Bayern, Württemberg, Hannover s. Sp. 1042 ff.)

Der Darmstädter Bischof Lic. Dr. Dietrich erklärte: Die überlieferten Bekenntnisse der evangelischen Kirche müssen hinfort nicht mehr in ihren einzelnen atomisierten Sätzen, sondern aus einem dynamisch-vitalen Aspekt heraus wie zur Zeit der Reformation begriffen werden. RfKZ 43

Der Landesbischof Dietrich von Nassau hat Sprechchöre im Gottesdienst verboten. ZZ 428/9

Nach Verfügung des Geistlichen Ministeriums erfolgt die Besetzung von Pfarrstellen in der Pfalz durch den Landesbischof auf Vorschlag der Kirchenregierung nach Anhörung der Gemeinden. Zur Bewerbung berechtigt sind Pfarrer am Orte der erledigten Pfarrstelle oder solche mit 9 Dienstjahren und 3 Jahren auf ihrer bisherigen Pfarrstelle oder 5 auf der Stelle und weniger als 9 Dienstjahren; in Ausnahmefällen können Bewerber ohne diese Zahl von Dienstjahren zugelassen werden. Es können auch Bewerber unter 40 Lebensjahren von der Bewerbung um Stellen ausgeschlossen werden, die an die körperliche Rüstigkeit des Pfarrers geringe Anforderungen stellen. ED 43

Auf der Synode der Landeskirche von Hessen-Darmstadt, Nassau und Frankfurt a. M. am 2. November, verlas der Vertreter der theologischen Fakultät zu Gießen eine Erklärung, die Synode sei unrechtmäßig und der Landesbischof entbehre des Vertrauens in den Gemeinden. Landesbischof Dietrich, der seinen Pfarrern die Zugehörigkeit zum Notbund verboten hatte, ordnete Verlesung eines Aufrufs zum Reformationsfest an, der zum Frieden und zum Gehorsam gegen den Landesbischof mahnte. Viele Pfarrer verlasen ihn nicht; in Frankfurt fanden Versammlungen des Notbundes und Bekenntnisversammlungen statt; an einer von diesen nahmen 120 Pfarrer in Amtstracht teil („Frankf. Sonntagsgruß“ 11. 11.).

Das (aufgelöste) Presbyterium von Barmen-Gemarke hatte beim Amtsgericht eine Vorläufige Verfügung erreicht, die dem vom Bischof eingesetzten Bevollmächtigten verbietet, über die gottesdienstlichen Gebäude zu bestimmen. Trotzdem bemächtigten sich die Deutschen Christen unter dem Schutze der Polizei des reformierten Gemeindesaals in Heckinghausen. RfKZ 43

Ein evangelischer Gemeindetag „Unter dem Wort“ in einer Maschinenhalle in Düsseldorf, zu dem 30 000 Vertreter aus der ganzen Umgegend zusammengeströmt waren, wurde trotz Genehmigung durch den Regierungspräsidenten auf Grund direkter Anweisung aus Berlin aufgelöst. Die Massen zogen Choräle singend durch die Straßen der Stadt; Telegramm an den Führer: „Sichern Sie der bekennenden Kirche das freie Wort bekenntnismäßiger Verkündigung.“ JK 20; LL 43

Pfarrer Karl Veidt in Frankfurt a. M. erklärte am 19. Okt. in Bekenntnisgottesdienst und Bekenntnisversammlung, daß er trotz des Urteils der Disziplinarkammern (in beiden ist nur der Vertreter des Kirchenregiments stimmberechtigt; Veidts Verteidiger war Professor v. Soden) nicht weichen werde.

Pfarrer Schauer in Pütte bei Stralsund folgte der Strafversetzung nach Ostpreußen nicht; er wurde seines Dienstes enthoben und das Disziplinarverfahren gegen ihn eröffnet. Der Gemeindekirchenrat beschwerte sich.

Der Kirchlichen Arbeitsgemeinschaft für Ostpreußen (Bekennende Kirche) sind alle öffentlichen Versammlungen und die Verbreitung von Flugblättern verboten worden. Der Führer der Arbeitsgemeinschaft Pfarrer Beckmann (Königsberg) wurde durch den Bischof seines Amtes enthoben. Viele Amtsbrüder erklärten sich mit ihm solidarisch. JK 21

Der Landesjugendpfarrer von Berlin hat angeordnet, daß binnen 14 Tagen jede Helferschaft eines Kindergottesdienstes um zwei Helfer oder Helferinnen aus den beiden letzten Konfirmandenjahrgängen zu erweitern ist. PrBl 44

In Karlsruhe wurde am 28. Oktober Pfarrer Mondon, der einen stark (auch von 14 Pfarrern) besuchten Bekenntnisgottesdienst gehalten hatte, unmittelbar danach verhaftet, aber nach einer Stunde wieder freigelassen.

Katholische Kirche

Unter Vorsitz von Bischof Bares ist in Berlin eine Zentralstelle für die außerordentliche Seelsorge in den Arbeitsdienstlagern begründet worden. Die Diözese Breslau hat für die Betreuung der Landjahrkinder in Pommern 4 Geistliche zur Verfügung gestellt. ED 43

Zwei Mitglieder der katholisch-theologischen Fakultät in Braunsberg, Prof. Eschweiler und Prof. Barion, haben ein Gutachten zur Frage der Sterilisation abgefaßt, wonach sich die Sterilisation mit den Anschauungen des Katholizismus vereinbaren lasse. Sie scheiden dabei Weltanschauung und Religion. Der Heilige Stuhl hat dieses Gutachten verurteilt. ZZ 10. 11.

Deutsche Glaubensbewegung

Das Thüringische Volksbildungsministerium hat den Antrag eines Angehörigen der DG auf Befreiung seines Kindes vom Religionsunterricht abgelehnt. ED 43

Juden

Der Präsident der Reichskulturkammer stellte nach Prüfung fest, daß die alttestamentlichen Texte in Händels Chorwerken zu Beanstandungen keinen Anlaß geben. ZZ 547/8

Die Gesamtzahl der jüdischen Studenten in Deutschland ist von 3950 (1932) auf 1908 (S.S. 1933) zurückgegangen. Neueintragungen im W.S. 1933/34 noch 154. ED 42

Ausland

In Oesterreich wird für die neueintretenden evangelischen Gemeindeglieder ein kirchliches Blatt „Der Protestant“ vom Evang. Preßverband herausgegeben, das in Kürze 16 000 Bezieher erreichte. ED 43

Pfarrer D. Ulrich in Graz (der mehrfach vor Gericht gestanden hat und dessen Blatt „Der Säemann“ unter verschärfter Vorlagepflicht erscheint) weist in seinem Blatte darauf hin, daß die Abschaffung der Kirchenfahne in Deutschland die österreichischen Gemeinden hart getroffen habe, wo sie als Fahne des deutschen Protestantismus allgemein anerkannt sei.

Bei einer Pfarrwahl an St. Leonhard in Basel verzichteten die 5 Gemeindepfarrer freiwillig auf ihr Mitspracherecht als Kirchenvorstandsmitglieder und die liberale Richtung darauf, den neuen Pfarrer als ihren Parteipfarrer zu beanspruchen. Rf Schw Zt 43

Mexiko (s. auch Sp. 1046). Im Staate Chiapas wurden der Erzbischof und 12 andere Priester auf dem Luftwege nach Guatemala abgeschoben: in der ganzen Stadt sind nur 2 Priester zurückgeblieben, die sich verborgen halten. Das Parlament des Distrikts Tolnia hat ein Gesetz angenommen, durch das die Kirchen sofort geschlossen und alle katholischen Feiern verboten werden. In den Staaten Tabasco, Sonora, Chihuahua und Colima sind alle Kirchen geschlossen und die Bischöfe und Geistlichen aufgefordert worden, Mexiko innerhalb 3 Tagen zu verlassen. In Chihuahua ist auch den protestantischen Geistlichen die Amtserlaubnis entzogen worden. In Tabasco werden selbst die Grabkreuze auf den Friedhöfen entfernt. In Mazatlan wurden alle Kirchen geschlossen und die Geistlichen in Flugzeugen abtransportiert. Dagegen wurde in der Nähe der Hauptstadt eine Wallfahrt gestattet. ZZ 547/8, 549/0, 552/3, 558/9. Das oberste Gericht entschied, daß alle Grundstücke und Gebäude, in denen Religionshandlungen vorgenommen werden, in das Eigentum des Staates übergehen.

Vertreter der schottischen Free Church, Reformed Presbyterian Church und Original Secession Church, hielten in Hirling eine Versammlung und richteten an die Presbyterien die Bitte zu treuer Zusammenarbeit. Rf KZ 43

Die Kathedrale in Reims ist nach Beseitigung der Schäden aus dem Kriege wiederhergestellt. ZZ 549/0

Bei der spanischen Revolution sind in Asturien 25 Priester getötet worden. ZZ 552/3

Die Neuendettelsauer Mission will für ihre Arbeit auf Neuguinea ein Flugzeug in Dienst stellen. ED 43

Von Personen

Ernannt: der a.o. Prof. für Kirchengeschichte Hellmut Lother in Breslau zum ord. Prof. Mit Vertretung der syst. Theologie in Breslau für dieses Semester beauftragt wurde der a.o. Prof. Robert Winkler in Heidelberg. Gestorben: Prof. Gottlob Haußleiter in Erlangen, früher in Halle, Superintendent Lic. Otto Baltzer in Brandenburg. ESt

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Unverlangten Manuskripten ist, falls Rücksendung gewünscht wird, Porto beizufügen. Eine Gewähr kann nicht übernommen werden.
Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Hauser, Gotha — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 12 Pf., größere Anzeigen nach Tarif — D. A. 3600 III. Vj. 34 — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 1. Dezember

Dieser Nummer liegen Prospekte des Leopold Klotz Verlags, Gotha und des Verlags Paul Müller, München 2, bei. Um freundliche Beachtung wird gebeten!